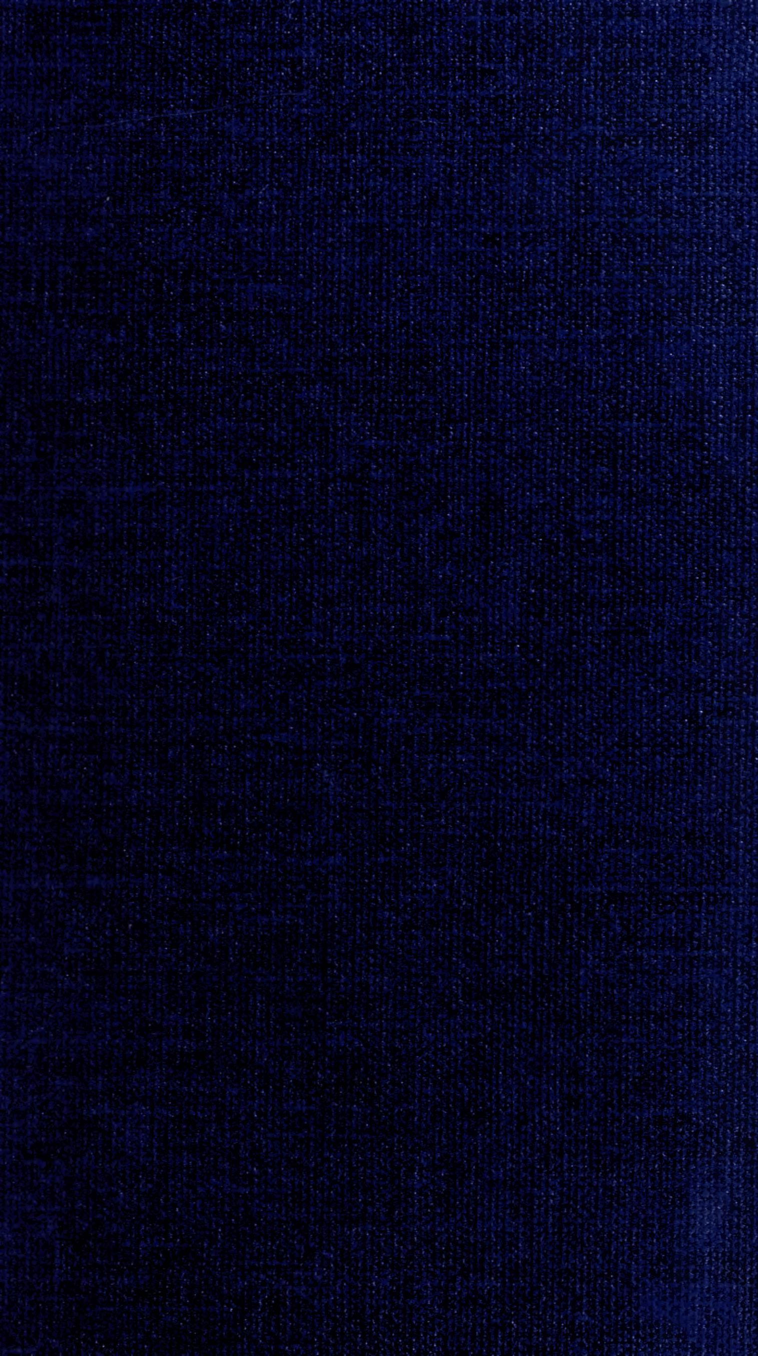
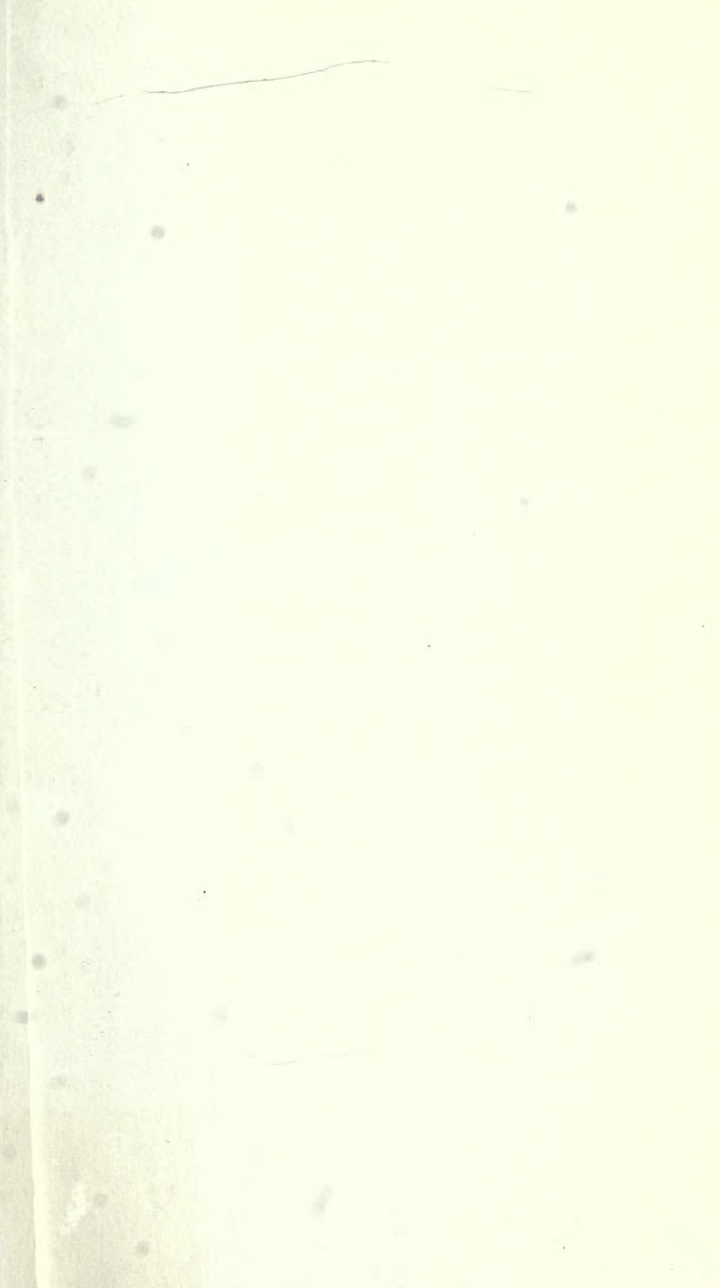






Heinrich Heine.

Erinnerungen.

Heinrich Heine.

Erinnerungen

von

Alfred Meißner.

Zweite unveränderte Auflage.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1856.

Vorwort.

Heinrich Heine ist todt! Der große Dichter, der die Welt ein volles Vierteljahrhundert lang mit sich zu beschäftigen gewußt, hat sein langes Sterbelied zu Ende gesungen! Wie groß der Verlust auch ist, den die deutsche Literatur erlitten, Heine hat sein Tagewerk vollständig und glorreich gethan. Sein Körper hat eben so lange gedauert, als er nöthig war, um der Welt alle Phänomene seines merkwürdigen Geisteslebens zu zeigen.

Fast noch unter dem Schlage der Nachricht von seinem Hingange, in der doppelten Trauer

um einen seltenen Genius und einen großen, edlen Freund beginne ich die Sammlung meiner Erinnerungen an den Verewigten und lege das vorliegende kleine Buch wie ein Todtenopfer auf Heinrich Heine's Grab. Ich werde damit nicht allein seinen Manen eine verdiente Genugthuung leisten, sondern mir auch Jene verpflichten, welchen der Todte theuer war. Vielleicht gelingt es mir, hie und da auf die letzte Lebensperiode des Dichters ein Licht fallen zu lassen, das Ganze ist zum Mindesten ein Versuch, die Widersprüche eines Charakters aufzulösen, der wohl an sich von einer sehr räthselhaften Composition war, aber durch Unkenntniß und Parteilüge, die sich an ihn hing, noch dunkler und verworrener erschien, als er es in Wirklichkeit gewesen. Eine vieljährige Bekanntschaft mit dem Dichter und ein siebenjähriger Briefwechsel haben mich in den Stand gesetzt, über das Leben seiner letzten Jahre sprechen zu dürfen und auch manches Bild seiner Verhältnisse

aufzurollen. Das Vertrauen, das er mir schenkte und die zahlreichen Beweise von Freundschaft, die mich so oft tief rührten, machen mir diese Aufgabe beinahe zu einer gebieterischen, aber auch angenehmen Pflicht.

Die Haltung des vorliegenden Buchs hat die Reihenfolge der Jahre und des Erlebnisses in dessen oft ganz zufälliger Gestalt. Seine Quellen bilden nicht bloß Erinnerungen, die nur zu oft bei einem etwas ferneren Rückblicke mindestens die ursprünglichen Umrisse verlieren, sondern sorgfältig aufbewahrte und meist unmittelbar nach dem lebendigen Vorfall niedergeschriebene Blätter. Die vorkommenden Aussprüche sind mit fast stenographischer Treue wiedergegeben, die erzählten Anekdoten haben keine decorativen Zuthaten erhalten und die angeführten Thatsachen sind ohne Schmuck und jede künstliche Staffage geblieben. Wo des Verfassers Ansichten und Urtheile eingeflossen sind, da läßt sich vielleicht mit ihm

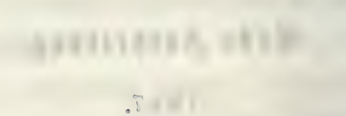
rechten, aber dem Vorwurf, daß dem Buche mehr Objectivität zu wünschen wäre, kann er ruhig ins Gesicht lächeln. Es würde Jedermann ein Gleiches begegnet sein, der den Dichter bewundert und seine Person geliebt.

Der Haß ist schwerlich gerechter als die Liebe und die geistesstolze Kälte erscheint mir wie todte Gleichgiltigkeit.

Prag, 26. März 1856.

Erste Abtheilung.

1847.



I.

Als ich Heine zuerst kennen lernte — es war im Februar des Jahres 1847 — war er bei Weitem noch nicht der kranke Mann, als den wir einige Jahre später ihn uns zu denken gewohnt wurden. Freilich war das rechte Auge geschlossen, aber andere Spuren des vorangegangenen Schlagflusses waren auf seinem Gesichte kaum bemerkbar Dies Gesicht war von eigenthümlicher Schönheit, die Stirne hoch und breit, die Nase fein und edel geschnitten; den Mund von zierlicher Bildung beschattete ein Bart, der auch das ganze Kinn umkleidete. Dieser Bart war schon weiß gesprenkelt, während das braune Haupthaar, das tief

in den Nacken hinabhing, in seiner Ueppigkeit noch keine Spur des Alters verrieth. Der Gesammteindruck seines Gesichtes war schwärmerische Schwermuth, doch wenn er sprach oder sich bewegte, brach eine ungeahnte Energie und ein überraschendes, fast dämonisches Lächeln hervor. Er war noch so ziemlich gut auf den Füßen und konnte, auch nur um eines Zeitungsartikels willen, den weiten Weg vom Faubourg Poissonière bis zum Palais Royal in das Cabinet de Lecture zurücklegen.

Heine stand damals im acht und vierzigsten Jahre, er nannte sich selbst einen der ersten Männer des Jahrhunderts, weil er am ersten Januar 1800 zur Welt gekommen. Seine Krankheit, welche später zu so schrecklichen Verwüstungen führte, hatte aus einem scheinbar unbedeutenden Anlasse begonnen. Der Kämpfer, dem hundert wüthende Angriffe nichts geschadet, war in Folge eines kleinen Familienstreits vom Schlage gerührt

worden. Aber sein Organismus schien ihn schon damals fühlen zu lassen, daß dieser Zustand über kurz oder lang mit dem Tode enden müsse. Ohne Besserung war er das Jahr zuvor aus dem Bade von Bagnères in den Pyrenäen zurückgekehrt und hatte es in Paris mit eben so wenig Erfolg mit mehreren Aerzten versucht.

Dessenungeachtet war er noch immer gesellig, liebte Gäste um sich zu sehn, konnte ausgelassen froh scherzen, lachen und spotten. Sein Geist war von den Leiden seines Körpers völlig frei geblieben und arbeitete in einer in Trümmer gehenden Werkstätte mit der alten unerschöpflichen Kraft, wie unbekümmert darum, wann das Dach über ihn zusammenstürzen würde.

Bei der trüben Zukunft, die ihm drohte, war es noch ein Glück und Trost, daß seine Vermögensverhältnisse, wenn auch nicht glänzend, doch anständig waren, und daß ihm eine gute und theilnahmsvolle Frau zur Seite stand.

Mathilde hatte noch immer Spuren von Schönheit, war aber recht corpulent geworden. Das Bild in Oelfarben, das lebensgroß an der Wand ihres Zimmers hing, glich ihr schon lange nicht mehr. Ihr Naturell war ein so harmloses und naives, wie wir es an Kindern sehn und war es bei zunehmendem Alter und allen Erfahrungen pariser Lebens immer geblieben. Diese Eigenschaften zeigten sich auch in den raschen Uebergängen von Lachen zum Weinen, vom Scherz zum Mitleid. Sie konnte über das bevorstehende düstere Loos ihres Mannes oft Thränen vergießen, aber diese Thränen konnte schnell wieder ein zufälliger Zwischenfall trocknen.

Beider Ehe war kinderlos.

Ich weiß nicht, welchem Zufalle ich es zuzumessen habe oder welchen Eigenschaften, daß ich mit Heine in kürzester Zeit auf einen vertrauten Fuß zu stehen kam und bald in den kleinen Kreis Jener gehörte, die er zu sehen liebte. Während

meines viermaligen Aufenthalts in Paris, der einmal sogar von fast einjähriger Dauer war, vergingen selten mehr als ein paar Tage, an welchen ich nicht in sein Haus gekommen wäre. So gewöhnte ich mich allmälig und schrittweise an seinen sich ununterbrochen verschlimmernden Krankheitszustand, dessen Anblick oft die Nerven der ihn Besuchenden auf das Peinlichste erschütterte und so Manchen in späteren Jahren von ferneren Visiten zurückhielt. Der Platz an seinem Bette und die Unterhaltung mit ihm ward mir allmälig lieber als ein Spaziergang über die lachenden Boulevards und der Verkehr mit den meisten Gesunden. Im Gespräch mit dem alten kranken Zauberer vergaß ich die Krankenstube. Der Reiz, den seine Bücher auf mich übten, setzte sich hier fort und es war mir, als läse ich manches Capitel, von dem die übrige Welt nichts erfahren würde. Aber auch den Menschen gewann ich lieb; die Güte seines Herzens, von Allen

in Frage gestellt, wurde für mich über jeden Zweifel erhoben. Wenn ich die große Metropole besuchte, von welcher mir Heine ein Bestandtheil geworden war, konnte ich die Reise ebenso gut als eine Vergnügungstour, wie als eine Wallfahrt zu Heine's Haus betrachten.

II.

Die Wohnung eines der größten Dichter, die Deutschland je gehabt, stand gewiß hinter der eines französischen Autors zweiten oder dritten Ranges weit zurück. Drei ganz kleine Zimmer im dritten Stockwerke waren mit bescheidenem Comfort geziert, die Aussicht, wenn sie so zu nennen, ging auf einen engen und nicht eben lichten Hof hinaus. Der Kamin hatte die übliche weiße Marmorverkleidung, über ihm hing ein breiter Spiegel, eine Uhr im Porzellangehäuse, zwischen den in Frankreich unausweichlichen Blumenvasen mit künstlichen Bouquetten aufgestellt, ließ ihr Tiktak vernehmen; sie war der auffallendste

Schmuck. Man wüßte nichts Besonderes von dieser einfachen Wohnung zu sagen, wenn nicht eine alte pockennarbige Mohrin mit einem buntseidenen Tuche um den Kopf als Magd beim Oeffnen der Thüre erschienen wäre und nicht von Zeit zu Zeit aus dem Zimmer Madame Heine's der gelle Schrei eines Papagei herübertönte.

Es war die Zeit, in welcher eben der vereinigte Landtag in Berlin zusammentreten sollte. Heine erschien fast täglich im Cercle Valois und verfolgte die politischen Thatsachen mit großem Interesse; aber er hatte nur Sarkasmen für sie auf den Lippen.

„Die Epoche der constitutionellen Regierungen beginnt", sagte er. „Man sage was man will, der Anfang ist gemacht. Die Nationen werden sich nicht mehr ohne Verfassungen beruhigen. Sie glauben nicht mehr an die Bibel und haben sie bei Seite gelegt, für dieses alte Buch müssen sie ein neues haben. Dahinein wird sich

Alles, was noch von Gläubigkeit und Götzendienst lebt, flüchten. Für sie wird die Charte das sein, was für uns die Bibel, die auch soviel Kämpfe und Blut gekostet. Haben Sie Acht, mit den Verfassungen wird es den Völkern furchtbarer Ernst werden. Ich für meinen Theil kann mir keine schönere Staatsform denken, als eine Monarchie umgeben von Vincke, Camphausen, Hansemann und Beckerath."

Man kam auf die Bewegung des Deutschkatholicismus zu sprechen. Er sagte:

„Da sehen Sie die Constitutionellen auf religiösem Gebiete. Was wollen sie? Was ist ihre Tendenz? Doch nur ein gedämpfter, gemäßigter Aberglaube. Warum wären Origines und der heilige Augustin schlechter als der Apostel Ronge im schwarzen Frack? Bei jenen Stiftern der Kirche ist doch eine Geisteskraft sichtbar, die mir imponirt. Diese modernen Sektirer sind mir

ebenso zuwider wie die Kirchenväter, vielleicht gar noch mehr."

Er warf das Zeitungsblatt, das ihm zu dieser Apostrophe hingerissen, verächtlich weg und verließ heftig das Lesecabinet.

Ich muß hier, um, wenn auch noch so flüchtig, den Hintergrund zu untermalen, von dem sich Heine's Gestalt ablösen soll, einiger Bekannten und Freunde gedenken, die sich in seinem Hause trafen und seinen näheren Umgang bildeten. Es waren zum Theil Deutsche, zum Theil Franzosen; zum Theil Schriftsteller, in größerer Anzahl aber einfache Sterbliche, ohne Prätensionen auf Kränze und Nachruhm. Heine war bei seiner langjährigen Anwesenheit in Paris und bei der ersten Rangstellung, die ihm auch das französische Publikum eingeräumt hatte, fast mit allen Berühmtheiten in Verbindung getreten, aber die weiten Entfernungen, das reiche Leben, die tausend Zerstreuungen und Abhaltungen bringen

es in so einer Stadt mit sich, daß auch die besten Freunde und Solche, die das größte Gefallen an einander finden, sich doch Monate lang aus den Augen verlieren. Zuletzt bleibt aus einer unendlichen Masse Bekannter nur eine gewisse kleine Zahl stätiger Besucher übrig, stätig, weil sie näher wohnen, weniger zu thun haben oder eine ganz besondere Anziehung sie an einander knüpft.

Fast täglich in Heine's Hause sah man Madame A...., von Heine die flammenaugige Elise genannt, eine Pensionsfreundin Frau Mathildens. Sie war eine echte Pariserin, lebhaft, ziemlich coquett, mit schwarzen Augen und schwarzem Haar; ihr Mann hatte damals, so viel ich weiß, nur eine Schnittwaarenhandlung in der Chaussee d'Antin, träumte aber bereits von einem größeren Wirkungskreise. Die kleine Alice, Madame A....'s Tochter, hatte Heine aus der Taufe gehoben. Er liebte das Kind über die Maßen. Seinet-

willen und Elisen zu Liebe wurde der Gatte A.... mit hingenommen, so wenig er in den Kreis paßte. Die Ungenirtheit seiner Manieren verletzte gar oft Heines empfindliches Wesen und seine Othellolaunen verdarben zuweilen die ganze harmlose Stimmung der Gesellschaft. Die schlanke reizende Mademoiselle Jenny, jetzt noch Comptoirmädchen bei A...., wachte über die kleine Alice, führte sie im Wagen heran, brachte sie, wenn, wie gewöhnlich, die Gesellschaft des Abends länger zusammenblieb, früher nach Hause und war ihrer schönen Augen und raschen, klugen, grotesken Einfälle wegen gleichfalls bei dem kranken Dichter wohl gelitten.

Zu dieser Gesellschaft von rein französischem Typus kam nun ein Deutscher, jüdischer Herkunft, der aber bei langjährigem Aufenthalt mit Paris auf's Genaueste bekannt geworden war, ein halber Diplomat, ein halber Finanzier, ein Mann der Pläne und Spekulationen, fein, weltkundig

und elegant, welcher Heine'n bei den kleinen Börsengeschäften, die er von Zeit zu machen beliebte, dienstreich zur Hand war. Heine hatte diesen Freund Calmonius getauft in Erinnerung eines bekannten Hofjuden unter Friedrich dem Großen, mit dem sein Freund, wie er sagte, viele große Eigenschaften eines Spekulanten — Scharfblick, Gewandtheit, Unerschöpflichkeit der Mittel und pessimistische Weltanschauung gemein habe. Von dem historischen Calmonius behauptete Heine, daß er in genauer Beziehung zu dem alten Dessauer gestanden und erzählte zur Bekräftigung dieser Behauptung gern eine Geschichte, die freilich, wenn sie wahr sein sollte, von der traulichen Intimität der beiden Veteranen, die sie über alle Unterschiede des Standes, der Herkunft und der Religion hinweghob, ein besonders erfreuliches Zeugniß giebt. Eines Tages lag Calmonius noch im Bette, als er von der Straße herauf seinen Namen rufen hört. Kriegerische Klänge mischen

sich in dies Rufen, er eilt im Hemde an's Fenster und blickt heraus. Was sieht er? Mitten auf dem Markte, inmitten der gaffenden Menge sitzt der alte Dessauer, von seinem ganzen Generalstabe umgeben, zu Pferde und winkt freundlich mit dem Hute. „Lebe wohl! lebe wohl Calmonius", ruft er. „Ich ziehe in den siebenjährigen Krieg!"

Auch Heine liebte seinen Calmonius, er hatte mit ihm seit Jahren in engem Umgang gestanden, aber der arme Calmonius hatte an ihm einen äußerst schwierigen Clienten. Capriciös wie ein Kind erfreute sich Heine der Gewinnste, wenn es Gewinnst gab, war aber immer bereit, Calmonium für Verluste verantwortlich zu machen, wenn die Operationen nicht geglückt waren. Er nahm den Gewinn wie einen schuldigen Tribut der Götter, der Verlust aber erbitterte ihn und machte ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll des Dranges war, ihm nützlich zu sein

und es wirklich und rechtschaffen gut mit ihm meinte. Armer Calmonius! Als eine neue Speculation gründlich mißrieth, verlor er gänzlich das Herz des Dichters und doch bin ich überzeugt, daß er den besten Willen gehabt hätte, ihn zugleich mit sich selbst sogar zum Millionär zu machen.

Auch der Homöopath Dr. R.... trat zuweilen bei Heine vor. Mit diesem Manne war der Dichter auf eine eigenthümliche Art bekannt geworden. Auf einer Reise aus dem Süden waren Heine und seine Frau vor Jahren in Lyon mit dem Violinisten Ernst zusammengekommen, den Beide schon von Paris her genau kannten. Da Heine morgen nach Paris abgehen soll, bittet der Virtuose den Dichter, ihm ein Geschenk an seinen dortigen Arzt mitzunehmen, eine der colossalen lyoner Würste, die zierlich in Staniol eingewickelt, für eine feine Delicatesse gelten. Heine übernimmt den Auftrag. Dazumal flog man noch

nicht auf der Eisenbahn in wenig Stunden von Lyon nach Paris; die Reise im Postwagen dauerte lang und Frau Mathilde ward hungrig. Was war natürlicher, als daß man ein kleines Stück von der Wurst schneidet, die so schwer unterzubringen war und nun das ganze Coupé durchduftet? Madame Heine kostet eine Schnitte und findet sie vortrefflich, Heine thut desgleichen und ist ebenso sehr davon entzückt. Die Reise dauert noch einen Tag, die Wurst verringert sich mehr und mehr und als die Gatten Paris erreichen, trifft es sich, daß nur ein ganz kleiner Rest von dem gewaltigen Ungethüm übriggeblieben. Jetzt erst fühlt es Heine, wie schnöde er sich seines Auftrages entledigt. Was thut er? Er schneidet mit einem Rasiermesser eine völlig durchsichtige Scheibe herunter und sendet sie unter Brief-Couvert an den Doctor. „Herr!“ schreibt er in einem beiliegenden Billet, „durch Ihre Forschungen ist nunmehr ganz festgestellt, daß Million-

theile die größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie hier den Millionsten Theil eines lyoner Salami, den mir Herr Ernst für Sie übergab. Er wird bei Ihnen, falls die Homöopathie irgendwie eine Wahrheit ist, die Wirkung thun, wie ein ganzer."

Von berühmten Franzosen, welche öfter bei Heine zu sehen waren, ist noch Hektor Berlioz, Theophile Gautier und der unglückliche Gerard de Nerval zu nennen. Letzterer, ein weiches zartes Gemüth, hatte eine große Vorliebe für deutsche Literatur und lebte in ihr fast mehr als in der französischen. Er hatte den Faust übersetzt, in seinem Buche Loreley eine Reihe von Reiseskizzen vom Rhein und aus Thüringen niedergelegt und sich in einem Drama Burkhart einen deutschen Studenten zum Helden gewählt. Schon damals war er Heine behilflich, das Buch der Lieder ins Französische zu übertragen und war diesem sehr lieb geworden. Er war eine träume-

rische Natur und verstand es nicht, was seine Landsleute so gut können, literarisch zu speculiren. Er arbeitete mit einem rastlosen Fleiß und verschmähte, so sehr ihn die Noth drängen mochte, die Franks für ein Werk einzukassiren, welches er noch nicht für reif und gefeilt genug hielt. Alle Welt weiß, welches Ende er acht Jahre später genommen. In einer Februarnacht, im Schneegestöber, war er im schwarzen Frack, ohne einen Sous in der Tasche um den Mantel im Leihhause auszulösen, in die schreckliche Rue de la vielle Lanterne gerannt und machte sich dort mit einem Stricke ein Ende. Diese Nachricht war eine der letzten Schmerzen Heine's. Auch mich hat sie schwer getroffen, denn ich kannte Gerard de Nerval und erinnere mich manches Spaziergangs und manches interessanten Gesprächs im Café du Divan Lepelletier.

III.

Noch immer gemahnt es mich seltsam, daß es Heine war, der mich zuerst mit einem Menschen bekannt machte, der später eine große und vielleicht noch immer nicht beendigte Rolle spielte und daß mir durch Heine zuerst dessen Bedeutung geoffenbart wurde.

Am siebenten April, dem Sterbetag Fouriers, fand in der Salle Valentino das alljährliche Banquett seiner Anhänger statt. Der Ballsaal, in dem einen Abend vorher die tollen Pariser die wilden Saturnalien des Cancans gefeiert, war — seltsamer Wechsel — heute in eine Kirche verwandelt, wo bei einem Liebesmahl,

wie in der ersten Zeit des Christenthums, die kleine Schaar zukunftsgläubiger Menschen sich begeistern und verbrüdern sollte.

Nimmermehr konnte ich damals bei einem solchen Feste fehlen. Scheu und tiefbewegt trat ich in den Saal und die hundert flackernden Lichter, die weißgedeckten, blumengezierten Tische, vor denen in gemessener Haltung einige Hundert Gäste, Männer und Frauen saßen, riefen in mir eine fremde, eigenthümlich aufschauernde Empfindung wach.

Es waren nun schon zehn Jahre her, daß die sozialistische Schule ein Festmahl zum Andenken ihres Meisters gab, aber die Manifestation des Sozialismus war noch nie so stattlich gewesen: eine Vorahnung von 1848 berief sie Alle. Wie sich mein Auge allmälig an die eigenthümliche Beleuchtung gewöhnte, übersah ich wohl an tausend Anwesende, darunter wohl auch hundert Frauen, die meisten, wie es schien, den besten

Ständen angehörig. Auch Kinder in weißen Fest-
kleidern saßen an einem langen Tisch — diese
nach des Meisters Wunsch mit Blumen bekränzt,
da für sie das Reich des Friedens und der Glück-
seligkeit schon da ist, für das die Väter kämpfen
und dulden.

In der Mitte des Saals, auf einem grauen
Sockel, stand Fouriers Büste aus weißem Mar-
mor. Ich betrachtete lange das Gesicht dieses
einsamen Denkers, der aus tiefster Armuth, wie
Spinoza vom Kaufmannsstande zur philosophi-
schen Forschung überging: ein eigenthümlicher
Ausdruck der Trunkenheit und stiller Extase schien
über die Züge ergossen. Kaiserkronen, seine Lieb-
lingsblumen, weil er sie als verklärte Märtyrer-
kronen gedeutet, umhüllten das Piedestal zum
großen Theil und in Uebereinstimmung hiermit
waren ganze Wände von Blumen verkleidet.
Fourier war ein leidenschaftlicher Blumenliebhaber
gewesen und hatte sich daran gewöhnt, in jeder

Pflanze das Abbild einer menschlichen Seelenkraft zu sehn.

Welcher Partei man auch angehöre, immer ist es ein ergreifender Anblick, Hunderte, Tausende zur Verehrung eines Genius versammelt zu sehn und der Eindruck wächst, wenn diese Feier der Nachklang eines Lebens ist, das in Armuth und Noth, belacht, ignorirt oder verleumdet dahinfloß, ein später Triumph eines Kampfs, der vergeblich schien.

Fröhlich rauschende Musik erscholl vom Orchester herab, lebhaft ging das Mahl vorbei. Es war ein Liebesmahl, bei dem sich der Eine dem Andern freundlich zu nähern suchte, weil seine bloße Anwesenheit schon verwandte Gesinnung verbürgte; der Fremde wurde mit Zuvorkommenheit überschüttet. Bald begannen die Toaste.

In diesem Augenblicke hörte ich meinen Namen rufen. Ich sah mich um und erkannte Heine an einem benachbarten Tische. Ich trat auf ihn

zu und wir schüttelten uns die Hände ohne viel zu reden, denn die Redner wurden mit Spannung erwartet.

„Dem Genius Fouriers, des Offenbarers menschlicher Geschicke, der friedlichen Begründung der Einheit unter allen Völkern und Menschen!“ rief eine wohltönende Riesenstimme. Andere Redner stiegen auf die Tribüne. Der Eine brachte einen Gruß des Friedens allen Völkern des gesitteten Europa's, insbesondere dem „Brudervolk jenseits des Rheins, das freier in seiner religiösen Ueberzeugung, vorgeschrittener in humaner Entwicklung als alle übrigen Nationen. Deutschland werde die Allianz Frankreichs nicht mehr von sich abweisen, sobald es erkannt, daß dieses auf jeden Eroberungsgedanken verzichtet.“

Bald jagten sich die Toaste. Dem sterbenden Polen wird ein Hoch gebracht. „Es wird wieder erwachen, denn seine Mission ist unsterblich.“ Dem „Ende des Kriegs auf der Erde!“

„der allmäligen Emancipation der Frau“ wird begeistert zugetrunken. Aber auch der Todten wird gedacht, die für den Fortschritt der Menschheit gestritten. „Sie bilden eine unsichtbare Kirche, sie sind gegenwärtig bei diesem Mahle, das einem ihrer Brüder, einem der größten Denker, Fourier, geweiht ist.“

Man umarmt sich, Thränen treten in manches Auge, der Fernstehende selbst wird von der Macht des Augenblicks ergriffen. Sind wir noch in dem als frivol verschrieenen Paris? Unwillkürlich spricht es im Herzen des fremden Gastes: Weißt du denn, welches die künftige Ordnung sein wird? Vielleicht wohnst du einer Versammlung der wahren, wenn auch noch zur Zeit unterdrückten Kirche der Menschheit bei. Gewiß die Association ist das Wort der Zukunft, wir kommen dazu trotz alledem! Das Meiste wird anders werden, als sich's diese Leute denken, ihr Friedensreich ist Quietismus, ihre Ueberzeugung, daß

die sociale Reform unter jeder Regierungsweise möglich, eine Utopie, aber sie besitzen dennoch Manches, was als Losung in die Zukunft herüberkommen wird.

Ich verließ mit Heine den Saal und wir kamen in die gaserleuchtete Rue St. Honoré, wo allerlei Volk in Gruppen umherstand.

Bei Gott! sagte ich, die französische Nation hat doch einen idealischen Drang in sich, wie keine andere. Ein Volk, wo Hunderte eines so reinen, allgemeinmenschlichen Aufschwungs fähig sind, ist doch ein großes und bevorzugtes.

Ein untersetzter Mann, mit einem vollen, heiteren Gesicht, breiter, rundgewölbter Stirn und blauer Brille vor den Augen, stand vor uns im Gedränge. Wie von seinem Erscheinen frappirt, blieb Heine, mich zurückhaltend, stehen und flüsterte mir rasch zu: Sehen Sie sich den an!

„Waren Sie denn auch drin?" fragte Einer den Mann mit der blauen Brille.

„Nein!“ erwiederte dieser kurz. „Ich kam nur so vorüber und blieb stehn, weil es wie ein Auflauf aussah. Ach! es ist dasselbe Lied bei allen Sektirern! Gelobt sei Jesus Christ, der uns von der Sünde erlöst hat, gelobt Saint-Simon, durch den wir das Leben begriffen haben, gelobt sei Fourier, der uns die socialen Gesetze geoffenbart! Possen! Wer wird endlich einmal ausrufen: Lob und Ehre dem gesunden Menschenverstand, der Keinen anbetet?“

Der Mann mit der blauen Brille zuckte die Achseln und entfernte sich langsam.

Wer ist dieser Herr? fragte ich Heine, über dessen Gesicht im Augenblick ein aufgeregtes Leben blitzte.

„Wer er ist?“ gab er zur Antwort. „Monsieur Proudhon nennt er sich unter den Menschen. Eigentlich ist es ein Dämon. Ich bin innerlich erquickt, einmal wieder einen Solchen zu sehen. Ich werde lebensüberdrüssig, wenn ich

nichts als Geschäftsleute und Alltagsmenschen um mich sehe. Dies einzige Wort von ihm thut mir gut nach so viel schönen, aber flauen Ti:aden. Er hat Recht! vollständig Recht!

Wer ist der Mensch? fragte ich mit einer noch höher gespannten Neugier aufs Neue.

„Immer sagen Sie: der Mensch!“ versetzte Heine. „Sie haben ja gehört, daß das kein Mensch ist, trotz seiner blauen Brille. Es ist das zerstörende Princip in Gestalt eines Staatsphilosophen, zum Uebermaß noch bevorzugt mit den Darstellungsmitteln eines Dichters. Victor Hugo scheint ihm die Macht seiner Antithese abgetreten und Alexandre Dumas seine heitere Phantasie geliehen zu haben. Der furchtbare Ernst der Sache ist elegant und sinnvoll drappirt und steht das Barfüßergewand deutscher Trockenheit mit dem Standesstolze eines Aristokraten an. Diese Werke, oder um die Polizeisprache zu sprechen — diese Brandschriften — lesen sich wie

Romane! Sie gehn hier in Frankreich von Hand zu Hand, man amüsirt sich dabei und niemand merkt, daß beim Umdrehen der Blätter Drachenzähne herausfallen, die eines Tags prächtig aufgehen und eine gesegnete Ernte geben werden."

Heine begleitete diese letzten Worte mit seinem eigenthümlichen Lächeln. Es war aber nicht das Lächeln, welches seinen schönen Knabenkopf in Gesellschaft guter Freunde oder beim Erzählen eines witzigen Einfalls zu überstrahlen pflegte. Es war sein destruktives Lächeln, dasselbe, das im Wintermährchen, im Atta Troll und in seinen politischen Gedichten in Worte gekleidet scheint. Auf das Papier gezaubert hat dies Lächeln die dämonische Gewalt, sich dem Leser mitzutheilen. Man liest und lächelt und das Schlimmste daran ist: dieses Lächeln ist nicht flüchtig. Es kömmt wieder und wird, so graziös es anfangs auch war, nach und nach immer stärker, immer lauter, immer muthwilliger, immer wilder, endlich wird es

ein Ausbruch rebellischen Hohns. Artet es bis zu dieser Höhe aus, dann wirft es den Fürstendiener auf die Oppositionsbank, macht den orthodoxen Pfarrer zum Ketzer, den Billardspieler zum Verschwörer und den bestgesinnten Philister zum Freiheitsschwärmer.

Dieses Lächeln hat für die Bewegung der letzten Jahre viel gethan ....

IV.

Nicht fern von Heine, als mein Hausgenosse im Hotel Violet, wohnte der deutsche Flüchtling V...... Er besuchte Heine von Zeit zu Zeit, kannte ihn schon seit vielen Jahren, aber das Verhältniß Beider zu einander war ein gespanntes. V..... trug eine Unmasse Bedenken gegen Heine's Poesie und Charakter mit sich herum und Heine ironisirte den alten Burschenschafter und hatte kaum ein Auge für sein edles Herz, seinen ehrlichen Charakter, seine noble Natur, so komisch waren ihm seine Schwächen, die ihn fortwährend an die seiner alten Comilitonen aus der Studenzeit erinnerten.

Insbesondere komisch war für Heine die

Aengstlichkeit, die Schwäche, die gespaltene Seele voll Anhänglichkeit und Treue in dem Menschen, der von Deutschland und seinen Fürsten nur Böses empfangen. B...., ein alter Freund Börne's, ja, was noch mehr ist, ein Freund von Buonarotti und Charles Teste, der Männer des jungen Europa, hätte vor jedem Blutstropfen, der im Dienste seiner Ueberzeugungen vergossen worden wäre, zurückgeschaudert und er pflegte oft den Spruch zu wiederholen, daß, „wer das Schwert ziehe, auch durch das Schwert umkommen müsse." Nur protestiren, seine Meinung sagen und für sie dulden solle der Volksmann und in diesem Sinne hatte er auch seinen „John Hampden" geschrieben. So war er schon damals ein seltsames Prototyp jener Schwäche, die man oft eine edle Schwäche genannt und die in der That vom Schicksal dazu ausersehn ist, bei kommenden Zeiten des Sturmes zerrissen zu werden und zwischen beiden Parteien ein beklagenswerthes Ende zu finden.

Viele Stunden täglich stand V..... bei seinem Pulte und schrieb. Außer den Berichten für die Allgemeine Zeitung förderte er auch vielbändige Werke politischer Gattung in die Welt. Diese Bücher waren langweilig und haben, wie ich glaube, nie viel Leser gefunden. Aber man hat kaum ein Recht scharf gegen sie zu verfahren. Die herbe Nöthigung des Lebens hatte den Flüchtling zum Schriftsteller gemacht und wenn er auch nur ein geringes Maß schöpferischer Gedanken besaß, die Gesinnung und das Wollen des Autors waren immer im höchsten Grade edel.

Es war die Zeit, wo Lola Montez damals in München die ganze Presse mit ihren Abentheuern erfüllte. V..... war entrüstet. Er sah in den Huldigungen, die König Ludwig der schönen Spanierin darbrachte, eine Schmach des deutschen Wesens und fürchtete, daß eine Pompadour Einfluß auf deutsche Männer und deutsche Zustände nehmen würde. Heine'n hingegen amüsirte die Sache

ja ich glaube, er freute sich über die Macht, die eine leichtfertige Tänzerin in der Heimat von Görres und Döllinger, in Monacho-Monachorum gewann. Er ahnte den bevorstehenden Kampf des Balletröckchens mit der Kutte und ging sogar mit dem Gedanken um, die ganze Historie zu einem komischen Gedichte in der Art des Atta Troll auszubeuten.

In diesen Tagen schrieb V..... überaus entrüstete Briefe an die Augsb. Allgemeine Zeitung und da diese sie nicht aufnahm, stellte er sie in einem Büchlein zusammen, das er auf eigne Kosten herausgab.

„Haben Sie die neue Broschüre V....'s gelesen?“ fragte ich eines Morgens.

Welche Broschüre?

„Das Büchlein gegen die Lola Montez: Die spanische Tänzerin und die deutsche Freiheit.“

„Nein! lieber Freund,“ erwiderte der Dichter.

„Ueberhaupt lese ich nur die großen Werke unseres Freundes. Die drei-, vier-, fünfbändigen sind mir die liebsten."

„Sie scherzen und haben gewiß wieder etwas dahinter?"

„Nun ja", sagte Heine, „Wasser in einer großen Ausdehnung, ein See, ein Meer, ein Ocean von Wasser ist eine schöne Sache. Im Kaffeelöffel kann ich es nicht leiden."

V.

Als der Mai herankam, verließ Heine seine Wohnung in der Rue Poissonière und bezog ein Landhaus in Montmorency. Die engen Gassen, der Wagenlärm, das Menschengewühl waren seinen überreizten Nerven unerträglich geworden, er brauchte frische Luft, Ruhe und Stille. Frau Mathilde hatte in der Chaitaignerée ein hübsches Haus mit einem schattigen Garten gefunden und rasch ging die Uebersiedelung vor sich.

Montmorency, zu Rousseau's Zeit fast eine Wildniß und vier Wegstunden von Paris entfernt, ist jetzt durch die Nordbahn fast an die Barrière herangerückt worden, es ist eine Vor-

stadt, in der man sich bei allem Comfort doch auch an Waldluft und Wiesengrün erfreuen kann. Die Fahrt auf der Bahn dauert funfzehn Minuten. Der Montmartre, die Forts, St. Denis mit seinen öden Königsgräbern fliegt vorüber und ehe man's merkt, ist man in Enghien.

Enghien hat einen kleinen Park und einen ziemlich großen Teich, der von den Parisern zu Wasserpartieen in kleinen Segelböten benutzt wird. Studenten und Grisetten machen hier jeden Sonntag nautische Experimente, die nicht selten bei der Ausgelassenheit der Schiffer mit einem Umsturz des Boots enden. Zierliche Landhäuser sind ringsum zwischen den Wiesen und Baumpartieen zerstreut, ihre Jalousieen sind geöffnet, hübsche Mädchenköpfe blicken da und dort heraus, zwischen den Feldern und Weingärten gehn bunte Gruppen spazieren. Das Ganze gewährt einen hübschen, coquetten Anblick.

Von Enghien aus schlängelt sich der Weg

in Krümmungen durch die Weinberge die Anhöhe hinan und läßt rechts und links die Aussicht auf das freundlichste Land offen. Kleine weißgetünchte Häuschen liegen fern und nah in den blühenden Kirschbaumgruppen versteckt, bläulicher Rauch verkündet auch dort Wohnungen, wo man nur Grün und Blüthen sieht. Sanfte Bergketten umgrenzen den Horizont, Paris in seiner ungeheuern Ausdehnung liegt wie ein erstarrter, hellschimmernder, weißer Meeresspiegel in der Ferne.

Montmorency selbst, auf der Berghöhe gelegen, ist ein kleines Städtchen mit einem überaus bösartigen Pflaster. Vor den Thoren der zahlreichen Hotels der Stadt stehn Gruppen gezäumter Esel mit rothen Schabraken und altmodischen Satteln — denn Montmorency ist der klassische Ort für ein Gebiet der Reitkunst, für das die Ladenmädchen und Ladenschwengel von Paris an Sonn- und Feiertagen eine große Vor-

liebe zeigen. Unfern vom Orte liegt ein ziemlich ausgedehnter Buschwald von einzelnen mächtigen Eichen unterbrochen, zahlreiche Landhäuser von Gärten umgeben liegen in den verschiedenen Thalzügen verstreut. Hier im duftigen Flieder singen sogar Nachtigallen.

Fast an jedem Sonntage mußte der Omnibus, der von Enghien nach Montmorency fährt, am Hause in der Chataigneraie anhalten und dort einen Trupp von Gästen absetzen. Alexander Weill, Heinrich Seuffert von der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Alphonse Royer und seine Frau waren häufige Besucher. Wir fanden Heine ins Grüne gelagert, die Mappe und den Bleistift in der Hand, entwerfend und dichtend. Frau Mathildens Papagei war nicht in der Stadt vergessen worden, sein Käfig stand am Fenster und so oft die Klingel an der Gartenthür schellte, begrüßte er die Ankommenden mit lautem Bon jour! Das große Zimmer im Erdgeschosse wurde als

Speisesaal benutzt; auf dem zierlich gedeckten Tisch fehlte nie ein riesiges Bouquet von Blumen, jedes Couvert hatte sein kleines Arsenal von Gläsern für den Madera, den Medoc und den Sauterne, der Spitzkelch für den Champagner überragte die Genossen. Welch ein Fest im kühlen, beschatteten Gartenhause, von blühenden Akazien umduftet, sich zu Tische zu setzen, schönen Augen von Französinnen gegenüber und Heine zum Gesellschafter!

Wenn die Anwesenheit von Freunden, die er liebte, Heine auf Augenblicke vom Gefühl seiner Leiden abzog und das Geplauder hübscher Frauen ihn anregte, war er unerschöpflich in drolligen Einfällen und sie schossen raketenartig nach allen Seiten. Eine lebhafte und noch immer hübsche Frau, Madame F...., eine Deutsche, die er schon vor Jahren gekannt und die nun nach längerer Abwesenheit wieder nach Paris gekommen, war heute mit ihrem Gemahl unter den Gästen. Das Wiedersehn und die Erinnerung an bessere Tage ver-

jüngten den Kranken. Man sprach von der Vergangenheit und Madame F.... warf Heine den Flattersinn vor, mit welchem er damals von einer weiblichen Erscheinung zur andern zu wandern pflegte.

„Que voulez vous?" erwiderte der Dichter, „das Ideal kömmt beinahe gar nicht vor. Große Schönheit und seltene Tugend sind fast niemals zusammen, es bleibt nichts übrig als holde Weiblichkeit stückweise zusammenzulesen. Endlich hat man ein vortreffliches Herz gefunden, auch das Aeußere ist herrlich gelungen, aber die Farbe des Haars stimmt nicht zu unserem Schönheitsbegriff. Hier ist eine Stirne, welche uns entzückt; hier ein Wuchs, dort eine Nase, hier ein niedlicher Fuß, dort ein schwärmerisches, meertiefes Auge. Diese lächelt holdselig, aber sie tanzt abscheulich, jene manoeuvrirt entzückend mit Lorgnette und Fächer, aber es steckt nichts als leere Gaukelei dahinter. Es ist wie mit den Kaffeehäusern. Hier giebt

es alle möglichen Zeitungen und Revuen, aber schlechtes Getränk, dort gutes Getränk, aber harte Sopha's. Wo endlich die Sopha's vortrefflich sind, giebt's nichts, was lesbar oder trinkbar ist. Man muß umherwandern und kann nirgends ein Stammgast werden. So hat auch manche Schöne, die uns ein halbes Jahr lang fesselt, eine schwarze, verrätherische Seele, aber der Schnitt ihres Ohres ist von einer Vollendung, wie man sie noch nirgends getroffen."

Madame F.... lächelte und schlug dem Dichter mit dem Sonnenschirm über die Hand, denn er hatte mit dieser letzten Anspielung sie selbst gemeint. Man ging zum Diner, welches ziemlich lange dauerte und recht geräuschvoll war.

„Wer führt Sie umher, wer zeigt Ihnen Paris?" fragte Heine zu seiner Nachbarin gewendet.

„Der gute P....", antwortete die Dame und nannte den Namen eines ziemlich bekannten Musikers.

„O, das ist recht!“ rief Heine, „das kömmt uns allen zu Statten, es wird ihn wenigstens einige Tage lang vom Componiren abhalten. Als der Gute neulich eine Symphonie in der Salle Valentino aufführen ließ, hatte sich eine Schaar von Verschwörern eingefunden, welche diese musikalische Arbeit einmal ganz besonders auspfeifen wollte. Dieser Rachesturm sollte nach fester Verabredung am Schlusse des Finales losbrechen. Aber die Verschwörer hatten ihren Plan entworfen ohne den eigenthümlichen Geist des Maestro in die Rechnung gezogen zu haben. Als die einzelnen Sätze nämlich sich immer unerträglicher in die Länge zogen, schlich Einer nach dem Andern leise und heimlich aus dem Saal und zählte auf die Zurückbleibenden. Aber — da die Verschwörer eben die Kenner waren — blieb keiner darin und so kam es, daß der Treffliche noch zuletzt gar von den Mitgliedern seiner Clique applaudirt wurde.“

Als sich das Gelächter gelegt hatte, fragte Heine: „Was wollen Sie denn zuerst besuchen?

„Es ist noch nichts bestimmt," erwiederte die Dame, „aber Madame K..... wollte mich gegen zwölf Uhr mit ihrer Equipage abholen."

„Madame K.....?" rief Heine. „O liebe Freundin, lassen Sie sich warnen, zeigen Sie sich nicht in der Equipage dieser Dame, wahrlich, das hieße Spießruthen fahren."

„Ich erinnere mich eben", gab Frau F..... ein wenig betroffen zur Antwort, „Madame K..... schlug vor, wir sollten uns das Pantheon ansehn."

„Das Pantheon", rief Heine. „Ach, was will Frau K..... im Pantheon? Frau K..... ist ja selbst ein Pantheon, wo große Männer ruhten."

VI.

Montmorency ist durch den großen Mann, der dort einen bedeutenden Theil seines Lebens verbrachte, man kann wohl sagen, geheiligt. Der Gedanke verläßt uns nicht in diesem hainumkränzten Dörfchen, daß hier Rousseau den Emile, das Glaubensbekenntniß des savoyardischen Vikars, die neue Heloise und die Briefe an d'Alembert geschrieben; seine größten, schönsten, wirkungsvollsten Bücher. Er selbst sagt, er habe auf diesen Höhen, damals noch fern von Paris, einsam und unwirthbar, seine Transfiguration erlebt, er habe sich dort besser und größer gefühlt, als er es sonst gewesen, er habe dort Flügel an

den Schultern gehabt und die Erde unter seinen Füßen oft kaum gespürt. Es war die Zeit seines schönsten Schwunges, seiner ergiebigsten Thätigkeit, die kurze Zeit seines größten Glücks. Bald darauf begann der arme Jean Jaques die unselige Wanderschaft, die erst auf der Insel St. Pierre endet.

Gleich bei meinem ersten Besuch in Montmorency fragte ich nach Rousseau's Eremitage. Ein Bettelmann, der am Wege stand, wies mich mit seiner Krücke dorthin, wo der vorspringende Winkel eines Daches aus einer Gruppe blühender Obstbäume hervorsah. Ich dankte und schritt lebhaft bewegt auf das bezeichnete Haus los. Dort also, dachte ich, steht die Hütte, wo der arme Jean Jaques ohne Feuer im Kamin, beim strengsten Winter seine glühenden Dithyramben schrieb! Ob doch die Pietät alles dort noch erhalten hat, wie er es zurückließ, die Holzstühle, den einfachen Schreibtisch, das ärmliche Bett?

Ob die Laube wohl noch erhalten ist, wo er mit Sophie d'Houdetot saß und der Rosenbaum noch gezeigt wird, den er selbst gepflanzt und den er mit so viel Thränen begossen?

Eine arge Täuschung erwartete mich. Die Mauern der Eremitage sind vielleicht stehn geblieben, aber die Hütte hat sich in eine elegante Villa verwandelt. Ein aristokratisches Gitter hält den Besucher ab, in die Nähe zu kommen und wenn man klingelt und Einlaß begehrt, sagt uns ein Lakei, daß die Herrschaft zu Hause sei und nicht gestört werden dürfe. Aber was wollte man wohl auch sehn? Die Möbel sind fort, die Zimmer verändert. Den Rosenstock Rousseau's haben fremdländische Bäume ersetzt, eine Fontaine, die auf einem zierlichen Wiesenfleck plätschert, spricht eine an diesem Orte ganz fremde Sprache......

In einer nicht weit entfernten Villa in der Thalsenkung wohnte damals die Priesterin der

tragischen Muse, Rachel Felix. Sie hatte sich das Haus selbst erbaut und nannte es La Santé, was zu ewigen Calembours Anlaß gab. Bald war die Santé der Reparatur bedürftig, bald hieß es, sie habe für ihre Santé einen Baumeister kommen lassen. Fräulein Felix kam nicht selten zu Heine herüber, sie speiste ein oder zwei Mal mit uns, aber ich erinnere mich nicht, viel Interessantes aus ihrem Munde gehört zu haben. Sie sprach weitläufig über die Auction ihrer alten Möbel, die sie soeben veranstaltet hatte und machte sich über die Engländer lustig, die selbst werthloses Geräth um fabelhafte Preise erstanden hatten. Ihr Bett war zuletzt von einem alten Lord M.... erobert worden, nachdem sich ein Auctionskampf in beinahe homerischer Art zwischen den Helden des Turf entsponnen. Ich glaube, es datirt von dieser Zeit das System oft wiederkehrenden Möbelverkaufs, das Fräulein Rachel später mit industriellem Sinn organisirte und

das sich so lange rentirte, als ihr Ruhmesgestirn im Zenith stand ......

Wenn unser Mahl zu Ende ging, war auch meist der Abend schon da. Die Sterne standen am Himmel, die blühenden Akazienbäume und der Jasmin dufteten stärker, von fernher tönte ein Singen und Klingen der Geigen. Der Tanzplatz von Montmorency, der an keinem Sonntage leer war, lag Heine's Villa gerade gegenüber. Die Kinder des Dorfs und die Gäste, die von Paris herübergekommen, hatten sich dort versammelt. Man gab den Damen den Arm und führte sie in den Kreis der Zuschauer. Heine selbst mochte nie fehlen, wo getanzt wurde und hübsche Mädchengesichter zu sehn waren.

Manchen Ball champêtre habe ich da mit angesehn. Unter schattigen, breitkronigen Bäumen gingen die Quadrillen hin und her, in der

Mitte, auf einer kleinen bretternen Tribüne musi-
cirte das ländliche Orchester. Niedliche Landmäd-
chen mit glatten weißen Häubchen und elegante
Pariserinnen, gravitätische Bauernburschen und
extravagant lustige Studenten tanzten durchein-
ander. Der herbeigekommene Pariser, der sich
den Cancan nicht abgewöhnen kann, macht sich
durch groteske Sprünge bemerkbar, die trotz des
besten Vorsatzes doch noch in seinem Tanze vor-
kommen; das Bürgerkind von Montmorency hin-
gegen scheint schon durch größere Anständigkeit für
die größere Moral auf dem Lande zu zeugen.
Bei diesem Bilde echt französischer Heiterkeit, die
in uns ruhige Zuschauer selbst überging, verweil-
ten wir bis zum Einbruch der Nacht, wo der
Spättrain von Enghien uns und alle heimbrachte.

Auf solcher Rückkehr weilten meine Gedanken
noch lange bei Heine und Montmorency, wo er
gegenwärtig lebte, als Jean Jaques Aufenthalts-
ort berühmt, drängte mich unwillkürlich zu Pa-

rallelen zwischen diesen zwei so ganz verschiedenen Naturen, die mir doch darin einander zu gleichen schienen, daß sie beide der Ausdruck der Zerrissenheit ihrer Zeit gewesen. Der Eine enthüllt ihn rhetorisch mit allem Pathos der Leidenschaft, mit allen Thränen des Gefühls, der Andere ironisch, seiner eigenen Schmerzen spottend, in gewaltsamen Sprüngen von Wehmuth zu Hohn. Der Eine ist der Vater einer Revolution, der Andere ihr Kind, sie kritisirend und zuweilen verhöhnend, weil er die Skepsis in Alles und Jedes zu tragen gewohnt ist. Der Eine war eine einfache und ganze Natur, ein prophetartiger Mensch, der Andere eine Doppelnatur voll Licht und Schatten, ein Wesen wie der Zauberer Merlin, den der Dämon der Erkenntniß mit der Nonne der Romantik gezeugt. Beide haben das Bedürfniß mit einander gemein, die Heuchelei zu hassen und ihr ganzes Herz mit aller Schonungslosigkeit gegen sich selbst der Welt offen zu zeigen. Rousseau

entledigt sich seiner Sünden in einer General-beichte und unter Reuethränen, Heine hatte von jeher die dämonische Lust, sich schlechter zu machen, als er war. Rousseau glich übrigens keinem Franzosen und Heine gleicht eigentlich keinem Deutschen. Kein Franzose besaß je wie Rousseau so viel Ernst, Schwärmerei und Sentimentalität, kurz so viel Gemüth, kein Franzose haßte wie er die Lüge und eitle Selbstbeschönigung; kein Deutscher besaß je wie Heine so viel Ironie, so viel Grazie, einen so leicht flatternden und gauklerisch funkelnden Geist, kurz so viel Esprit. Es ist als ob Beide ihre Nationalität untereinander ausgetauscht hätten. Der Eine scheint der ernsthafteste Deutsche unter den Franzosen, der Andere der witzigste Franzose unter den Deutschen.

Zweite Abtheilung.

1849.

I.

Zwei Jahre später — im Januar 1849 — kam ich wieder nach Paris. Wahrlich, ich erschrak, das Herz schnürte es mir zusammen, als ich Heine wiedersah und er mir die blasse abgemagerte Hand zum Gruße entgegenstreckte.

In Montmorency hatte ich ihn zuletzt gesehen, sehr leidend zwar, aber doch noch aufrecht, seiner Glieder mächtig, mit offenem Auge, wenn auch traurig blickend, jetzt, in der neuen Wohnung, in der Rue d'Amsterdam, fand ich ihn bleich, abgezehrt, beinahe blind, kurz als Einen wieder, der das Bett seit Jahr und Tag nicht verlassen.

Es war Abend als ich eintrat, auf dem

Simse des Kamins brannte eine Lampe, eine breite Tapetenwand schied das ohnehin kleine Zimmer in zwei Theile, in der verdüsterten Abtheilung stand das Bett. „Qui est la?“ hatte es gerufen — ich nannte meinen Namen, ein Ausruf erfolgte, und da ich näher trat, streckte sich mir eine hagere Hand entgegen, die sich vergeblich bemühte, die meine zu drücken. Diese Hand war fast durchsichtig und von einer Bläße und Weichheit, wie ich eine ähnliche vielleicht noch nie gefühlt.

Im tiefsten Gemüthe ergriffen, suchte ich vergebens nach Worten und eine lange Pause erfolgte. Nur der Pendel der Uhr auf dem Kamin ging wie immer hin und wieder, drüben, über den Hof herüber erklang das gedämpfte Saitengeklimper eines Claviers.

„Sehen Sie, lieber Freund,“ sagte Heine endlich — schmerzlich, aber mit jenem ironischen Lächeln, das er auch später nicht verlor, um die

Lippen — „da haben Sie vor Zeiten in Ihrem Ziska die Adamiten besungen und ahnten wohl schwerlich, daß auch einmal Ihr Freund sich zu dieser Secte bekennen werde. Doch ist es so! Nun sind es schon mehr als zwei Jahre her, daß ich als Adamit lebe und nur mit einem Hemde meine Blöße bedecke. Sehn Sie, beinahe zwei Jahre sind es, daß ich keine Hosen angezogen habe!"

Er erhob sich auf seinem Kissen und sprach von der Art, wie er die Zeit verlebt, in welcher wir uns nicht gesprochen. Er erzählte von seinen beinahe ununterbrochenen Schmerzen, von seiner Hülflosigkeit, von all der schrecklichen Hiobspein, welche nun schon so lange dauere. Er schilderte, wie er sich selbst gleichsam ein Gespenst geworden, wie er als ein gewissermaßen schon abgeschiedener und in einem Zwischenreiche lebender Geist herabsehe auf seinen armen, gebrochenen, gefolterten Leib. Er schilderte, wie er in Bildern und Intuitionen in der Vergangenheit lebe, wie

er gern noch dichten, schreiben und schaffen möchte, und wie dann das blinde Auge, die unsichere Hand und der immer wieder neu erwachende Schmerz wieder alles verwischten. Er schilderte seine Nächte mit ihren Qualen, in denen der Gedanke des Selbstmordes an ihn heranktrieche, bis er Kraft gefunden, ihn wegzuschleudern mit der Erinnerung an sein geliebtes Weib und manches Werk, das er hier doch noch zu vollenden habe — und wahrhaft entsetzlich war es, als er zuletzt mit furchtbarem Ernst in gedämpfter Stimme ausrief: „Denken Sie an Günther, Bürger, Kleist, an Hölderlin und den unglückseligen Lenau! — Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern!“ —

Man hat viel von diesem Fluch gesprochen, der auf den Dichtern im Allgemeinen liegt; er hat seinen Grund in der vorherrschenden Gewalt der Phantasie, welche Glück wie Unglück, Freude wie Schmerz, Entzückung wie Trauer steigert,

alles ins Größere, ja bei vielen Gemüthern ins Ungeheuere malt und dadurch das Leben bis in seine Wurzeln hinab aufwühlt. Die Phantasie ist im vollen Sinne des Wortes eine Art von Feuer, und wie rasch und erbarmungslos gefräßig sie das wunderbare Knochengehäuse, das ein Mensch genannt wird, schmilzt, das haben uns von den ältesten Zeiten her unzählige Beispiele gelehrt. Der Geist ist, wie der Güter, so der Uebel größtes. Unruhe und Sorge, Schmerz um's Ideal sind sein Erbtheil, und die Extasen, die er schafft, sind mit der Diätetik schwer vereinbar. So sind auch nur die Dichter alt geworden, denen wie Tieck, Calderon oder Ariost die Poesie nur ein ästhetisches Spiel war, oder die, wie Göthe, jeder das ganze Leben ergreifenden Production aus dem Wege gegangen. „Ich kenne mich nicht selbst genug,“ schreibt dieser Letztere an Schiller, „um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke

aber vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte." Andere wagen den Griff in's Herz, selbst auf die Gefahr des Untergangs hin, und fallen als Opfer.

Ein solches Opfer war Schiller; nach seinem Tode fand man seine Organe in so furchtbarer Zerstörung, daß kein Arzt begreifen konnte, wie er überhaupt noch hatte leben können; nur seine große Seele hatte ihn gewaltsam unter den Lebenden erhalten. Sogar Herder, gewiß am wenigsten eine excentrische, im Gegentheil eine harmonische Seele, ist in späterer Zeit in tiefe Melancholie verfallen. Er soll oft im Zimmer auf- und abgerannt sein und schmerzlich ausgerufen haben: „Ach, mein verfehltes Leben!"

Warum dieser Ausruf? Hatte er nicht Ruhm genug? Er besaß ihn im Uebermaße. Waren seine häuslichen Verhältnisse zerrüttet? Im Gegentheil. War er krank und unfähig geworden,

weiter zu produciren? Keinesfalls. Also woher diese Klagen? Sie waren Stimmen aus dem Abgrund eines Poetengemüths.

Wenn man die verzehrende Macht der Poesie recht bedenkt, so muß es Einem fast unerklärbar scheinen, wie ein Mensch, der, um sie darstellen zu können, wenigstens geistig alle Leidenschaften in sich aufnehmen mußte und sie mit der erschütterndsten Macht aussprach, wie kein Anderer vor ihm und keiner seitdem, wie ein Dichter, der doch auch nur ein menschlich geartetes Wesen war, wie Shakespeare mit einem Worte, ein höheres Alter erreichen konnte. Gebar er doch fünfzig Gestalten aus sich heraus, von denen man glauben sollte, daß sie die Brust, die sie getragen und groß gezogen, zersprengen müßten! Doch man irrt gar sehr, wenn man glaubt, daß nicht auch diese ungeheure Natur, einzig in ihrer Art, pathologisch ergriffen wurde von den Stoffen, mit denen sie sich abgab und ungestraft wieder und wieder in

den Tartarus aller Leidenschaften hinabstieg. Nur mit der tiefsten Ergriffenheit, mit einem Muth und einem Schauder, der sich wie zu einem Gang durch die Hölle wappnet, geht der echte Darsteller an die Vorführung mancher shakespearischen Rolle. Es war eine Clausel im Contrakt Garriks, daß er nicht gezwungen werden könne, öfter als dreimal im Jahre den Richard zu spielen und diese Bedingung erklärt sich aus der Alles aufwühlenden Erschütterung, die die Darstellung dieses Parts im Schauspieler zurückläßt. Wie noch ganz anders aufreibend mußten die Geistesprocesse sein, die zur Schöpfung eines solchen Dramas führten! Im Phlegma und in der Ruhe schreibt selbst der Pfuscher nichts, wie mußte erst die große Seele vibriren und klingen, sich ausdehnen und rauschen, die einen Hamlet, einen Lear, eine Lady Macbeth aus sich hervorsteigen ließ! Ja, Shakespeare sogar litt pathologisch unter den Werken, die er schrieb. Sein Scheitel wurde

frühzeitig kahl und ich weiß nicht mehr, welcher Zeitgenosse von ihm schreibt, daß seine Knieen oft unter ihm schwankten. Wem ist es nicht aufgefallen, wie die Farben dieses Dichters auch immer düsterer werden, bis sie im „Timon von Athen“ und im „Maaß für Maaß“, den ganz späten Dramen des Dichters, eine brennende Glut, aber auch eine beinahe unheimliche Tiefe erlangen? Welch ein furchtbarer Weg von der Comödie der Irrungen und der sonnigen Liebestragödie Romeo's zu den ebengenannten Werken! Wer wagt hier noch vom heitern, vom süßen William zu reden?

Ja, so ist es! Ein Dichter sollte eigentlich Sehnen von Eisen haben und den Körper eines Stiers, um die Umarmungen der Muse ertragen zu können, welche erschöpfender sind, als die von zehn irdischen Frauen. Was sag' ich? Er sollte den Leib des Behemoth haben. „Siehe den Behemoth, den ich neben dir gemacht habe, er fris-

set Heu wie ein Ochse! Siehe, seine Kraft ist in den Lenden, seine Knochen sind fest, wie Erz, und seine Gebeine wie eiserne Stäbe! Er schlukket den Strom in sich, und achtet es nicht; er lässet sich dünken, er könne den Jordan mit seinem Munde erschöpfen." So heißt es im Buche Hiob von diesem Wesen, und wenn einem Dichter erlaubt sein dürfte, bei dem hohen Geschenk, das ihm zu Theil geworden, ein anderes Wesen zu beneiden, ich glaube, es müßte dieser Behemoth mit den Knochen von Eisen sein.

Was Heine betrifft, so war dieser von jeher eine der unruhe- und sehnsuchtsvollsten Seelen, die je, in einem zarten, beinahe schwächlichen Organismus eingeschlossen, Qual und Entzückung des Lebens mit steigernder Phantasie gekostet. Die fast ununterbrochenen literarischen Kriege, die er, wie selten ein Poet, geführt, um die Zwingburgen seiner Feinde einzuäschern, weit öfter aber, um nur sein eigenes Gebiet vor Inva-

sionen zu schützen, mußten überdies sein Gemüth in bedenklicher Weise spannen und reizen. Die kleinste ungünstige Recension, aus einer unbedeutenden Feder geflossen, war schon im Stande, dem lorbeergekrönten Manne eine schlaflose Nacht zu bereiten. Sein Ruhm war groß, doch sein Ehrgeiz noch größer und wie die Eitelkeit der zartesten Dame empfindlich. Man hätte auf ihn anwenden können, was d'Alembert über Voltaire gesagt: „Dieser Mensch hat Ruhm für eine Million, aber er möchte noch für einen Sous haben."

Und während ihn seine Polemik aufrieb, seine Produktionen anstrengten und sein Ehrgeiz verzehrte, arbeitete noch ein besonderer Zug seiner Natur an der Zerstörung seines Leibes. Er hatte die Mission empfangen, die Liebe zu besingen und war gleichsam prädestinirt, dem Cultus der Frauenschönheit sein Leben zu widmen. Man hat viel über diesen Punkt hin- und hergestritten. Es ist kein Zweifel, daß ihm diese Leidenschaft

verderblich geworden, ich glaube aber, daß man hier, wo es sich gleichsam um sein Verhängniß handelt, bei ihm ein anderes Maß anlegen darf, als bei anderen Menschen.

Heine war der Dichter der Liebe, er besang sie vom Platonismus bis zum Hexensabbath, er hatte das Wort für ihre zartesten Ahnungen, als besitze er das Herz der Elfen, und kannte ihre lascivsten Ausdrücke, als hätte er an den Festen der Faune theilgenommen. Er war schön und liebenswürdig, er verstand Herzen zu erobern und zu fesseln und verbrachte den größten Theil seines Lebens im modernen Babylon.

Dies alles bestimmte sein Schicksal. Bei seinem enthusiastischen Gefühl für weibliche Schönheit konnte er, wo er ihr im Leben begegnete, sich nicht einfach an ihr in blos platonischem Genusse weiden; gleich dem Pygmalion erfaßte er das Bild, das die Götter belebten, und hielt es mit glühenden Armen fest.

Sehr bezeichnend heißt die Göttin der Liebe die grausame Göttin, diva mater Cupidinum. Grausam gegen Alle, ist sie um so grausamer, wenn sie ein Wesen von so erregbarer und heißer Phantasie wie das eines Dichters erfaßt. Für Heine war sie ein Element des Lebens, kein Taumel, kein zeitweiliger Sprung in die Liederlichkeit, sondern eine unermeßliche Leidenschaft, die sein ganzes Wesen durchdrang und in einen großen und schön lodernden Brand steckte. Wenn er in seinem Wintermährchen sagt, seine Seele sei rein und keusch wie das Feuer, wenn er abermals in seinem Buche über Börne behauptet, die Liebe sei stets die große Passion seines Gemüthes gewesen, die er nie im ganzen Leben an das völlig Unwürdige heftete, so ist es ihm zu glauben. Seine Seele war ganz bei dem, was er liebte. In dieser sein ganzes Leben durchklingenden Leidenschaft, in der Liebe fühlte er sich hinausgehoben über den Zwiespalt der Welt, der Menschen,

wie der Staatsformen; in ihr schwang er sich auch über sich selbst hinaus und über den inneren sich ewig mit elektrischer Gewalt reibenden Dualismus seiner Natur. Aber die Flammen, in denen er so gerne athmete, fraßen an seinem Leben, verzehrten ihn selbst. Nicht eben materielle, geistige Erregungen arbeiteten an seiner zarten Organisation und warfen ihn nieder. Er ging in dem unter, in dem er gelebt. Das Pathos seines Lebens war auch sein Tod. Er selbst gestand es nie ein; unwillkürlich aber verrieth er sich oft. Mit Wehmuth und einem gewissen Ingrimm sagte er einmal: „Sehn Sie hin! Wie blühen diese Frauen! Es sind Blumen, denen weder der Sonnenstich noch der kalte Nachtthau schadet. An ihren Kelchen berauschen sich tausend Schmetterlinge, ohne den Duft zu vermindern oder ihre Farben wegzulöschen. Es ist Herbst — die Blumen prangen noch immer, aber nirgends sieht man einen Schmetterling mehr!“ ....

Diese Worte sagten ein für alle Mal genug, sie sagten dasselbe nur anders, was ich in irgend einem Buche von Mery gelesen habe: „Les femmes ont tué beaucoup d'artistes, et les artistes n'ont jamais tué des femmes.“

Wäre überhaupt an einer, wie mir scheint, so prädestinirten Organisation zu mäkeln, so könnte die Frage aufgeworfen werden, ob es klug war, als Sohn des neunzehnten Jahrhunderts einem Cultus wieder einen Altar zu bauen, welcher zwei tausend Jahre lang todt gewesen und gegen welchen sich der Unwille und der Fluch der neuen Götter gekehrt? Der Arme! ihm wäre besser gewesen, ein Spiritualist zu bleiben! Es ist ein System, in welches wir alle hineingeboren werden, das unserem Geiste wie unserem Körper angemessen ist, und bei dem wir uns wohlbefinden.

Es war im Mai des Jahres 1848, ungefähr zwei Jahre nachdem ihn die furchtbare Krank-

heit überfallen, als Heine seine letzte Promenade auf den Boulevards machte. Durch die Straßen von Paris wogten die Volkshaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halbblind, halbgelähmt, am Stocke sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse herauszukommen und flüchtete sich in den nahen Louvre.

Er trat in die in dieser bewegten Zeit fast leeren Räume des Palastes ein, und befand sich ebener Erde im Saale, wo die antiken Götter und Göttinen stehn.

Plötzlich stand er vor dem Ideale der Schönheit, der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekannten Meisters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblick überrascht, bewegt, durchschnitten, fast entsetzt, taumelte der Kranke zurück, bis

er in einen Stuhl fiel und heiß und bitter strömten die Thränen über seine Wangen herunter.

Die schönen Lippen der Göttin, die zu athmen schienen, lächelten wie immer und unten stand ihr unseliges Opfer.

Dieser einzige Moment enthält eine ganze Welt von Jammer ......

II.

Heine wurde mit Börne zusammen genannt; gleiche Abstammung, ein gleicher Kampf, der gemeinsame Aufenthalt in Paris brachte sie zusammen, aber beide Naturen waren himmelweit verschieden und zwischen beiden lag von jeher ein Abgrund.

Heine war ein Kind, in dessen Kopf liebliche Traumbilder gaukelten, ausgelassen, wild, überreizt, ein Poet, ein Sybarit, ein Weltkind, er bewegte sich am liebsten im Umgang mit schönen Frauen und zog wie sein Namensvetter Prinz Heinz die Gesellschaft geistreicher und frivoler Abentheurer, lockerer Genossen, „thörichter Töch-

ter" (wie man im Mittelalter sagte), erfindungsreicher Glücksritter nicht selten dem Verkehr mit den angesehensten und gewiegtesten Notabilitäten der Literatur und des Patriotismus vor. Er war kein Freund des „sittlichen Ernstes", er liebte nichts so sehr als ein übermüthiges, laut aus der Seele schallendes Gelächter, er war der entschiedenste Feind der Tugendbündler, Motte Fouqué, Jahn, Görres, er sah deren Nachfolger noch in den Republikanern, den Burschenschaftern des Hambachfestes, in allen jenen deutschen Männern mit der Pfeife, und kam, er, der Mensch der freiesten Freiheit, in offenen Widerspruch mit der Demokratie.

Börne's Natur war eigentlich weich geschaffen. Er hatte etwas von Rousseau, etwas von Jean Paul. Er gehörte zu den gedrückten Judennaturen, er ging aus jener schaurigen Judengasse zu Frankfurt hervor und führte das Gedächtniß daran wie ein ewig schwärendes Brand-

mal mit sich herum. Das Gefühl des Unrechts, das der christliche Staat den Juden anthut, verlosch nie in seiner Seele. Allmälig verhärtete diese ursprünglich weich und sensitiv angelegte Natur, ward bitter, ward gallig. Er war ganz Zorn, ganz Schmerz, ganz Entrüstung, er konnte nicht lachen, er trug seinen Weltschmerz unaufhörlich mit sich herum und jedes Wort, das er schrieb, war mit seinem Blute geschrieben.

Börne war kein Poet; seine Novelletten, seine Reiseskizzen verrathen den größten Mangel an Erfindung, an Plastik, an Gestaltung. Ein gesunder Menschenverstand war ihm gegeben, das lebendigste Gefühl für Recht und Unrecht, dabei ein scharfer, ätzender Witz, der jedoch nicht selten alles verkehrte und aus der einseitigsten Anschauung her Schwarz für Weiß und Weiß für Schwarz erklärte.

Heine, in Paris angekommen, traf Börne bereits dort an. Sie waren Freunde von Frankfurt

her und sahen sich in der ersten Zeit häufig. Ein Kreis von Gesinnungsmännern, Republikanern, Clubbisten umgab den gefeierten Verfasser der „Pariser Briefe," der mit allen Montagnards und alten Conventmitgliedern in Verbindung stand und die Erziehung des deutschen Handwerksgesellen sich angelegen sein ließ.

Nun war Heine ein lustiger Bursch, der auf den Trottoirs von Paris sich trefflich amusirte. In seiner Tasche klapperten die schönen, melodischen Luisd'or, die ihm sein Onkel aus Hamburg schickte und manche andere, die er sich selbst verdiente, er sah den jungen Schönen nach und pfiff seine Lieder.

Börne ging aber grollend einher, ein Mann, wenn es je einen gegeben, in seinem tiefen, edlen Herzen vibrirte jede Schande nach, jede Unbill, die man an Menschen verübt. Die Politik war seine Religion, seine Ueberzeugungen waren starr, er wurde einseitig, wie alle Fanatiker und maß

jeden mit seinem Maßstab. Dieser Maßstab war die Gesinnung.

Es ist traurig, daß zwei Männer, die einander so verwandt waren, die sich so nahe standen — nicht Freunde blieben, wie sie es einst gewesen, aber das hieß das Unmögliche fordern. Sie kamen aus einander, allmälig, unmerklich, erst nur schrittweise, bald aber mehr und mehr, ohne Möglichkeit der Vereinigung, weil ihre beiden Naturen sich antipodisch entgegengesetzt waren und sich mit der Kraft entgegengesetzter Pole abstießen. Der Haß der Tugendbündler und Montagnards trieb Heine bald aus purer Liebe zum Gegensatz dazu, sich als ein warmer Vertheidiger der Monarchie zu geriren und er redete sich selbst so in die Hitze hinein, daß er bald überzeugt war, die Republikaner hätten nach ihrem Siege seinen Tod geschworen.

Ich weiß, daß Heine in späteren Jahren viel darum gegeben hätte, wenn er das Buch über

Börne nicht geschrieben. Es war ein Produkt der Erbitterung, die von den Anhängern der beiden Männer, den Fraubasereien und dem Geklatsche böser Freunde genährt und großgezogen worden war. Man weiß, wie leicht es zu einer Rauferei in Verona kömmt, wenn um die Glieder beider Häuser herum ein Troß von Begleitern herläuft, die jeden Cancan, jedes Geträtsch hin- und hertragen und den Kampf beginnen, den dann die Großen ausfechten sollen. Heine konnte es nicht dulden, daß ihn Einer, wäre es auch Börne, übersehen wollte, seinen Lebenswandel kritisirte, seine Ehrlichkeit in Frage stellte.

„Börne", sagte mir Heine eines Tags, „war ein Ehrenmann, ehrlich und überzeugt, aber ein ingrimmiger, verdrießlicher Mensch, so das, was der Franzose un chien hargneux nennt. Seine „Briefe" mag ich nicht lesen, Galle ist kein angenehmes Getränk. Was ich über ihn geschrieben, ist wahr, dessenungeachtet gestehe ich, daß ich

es nicht geschrieben zu haben wünschte, oder es gern wieder zurücknähme. Es ist immer eine bedenkliche Sache, eine gehässige Wahrheit gegen einen Autor auszusprechen, der einen großen Leserkreis und ein Heer von Anhängern besitzt. Man kämpft da nicht allein gegen diese oder jene Zeile seines Buches, man tadelt dann nicht allein diese oder jene Unart seines Charakters, sondern man greift zugleich damit das ganze Heer seiner Freunde an, und fühlt sich auch der Autor im Innern berührt, getroffen und entwaffnet, es rücken hinter ihm die hunderttausend Besitzer seiner Werke ins Treffen vor. Göthe war ein kluger Mann. Er hatte gewiß manches Bedenken gegen Schiller, aber er hütete sich wohl, irgend eins auszusprechen, um nicht die Begeisterung einer ganzen Zeit gegen sich zu kehren."

III.

Es ist wohl Niemandem, der sich um Literatur bekümmert, unbekannt, welche mannichfache Unannehmlichkeiten über Heine hereinbrachen, nachdem dieser sein Buch über Börne herausgegeben hatte. Ein Duell mit dem beleidigten Gemahl einer in diesem Werk oft erwähnten Dame war die erste Folge davon. Es fand, wenn ich nicht irre, im Jahre 1844 im Bois de Vincennes statt. Venedey und Seuffert waren Heine's Zeugen. S... hatte, als der Geforderte, den ersten Schuß. Heine hatte, als er seinen Platz nahm, einen Zweig von einem Baume, unter dem er stand, gebrochen. „Ich stelle mich damit," sagte er mir,

„gleichsam unter den Schutz der Oreade. Wir Poeten sind ein abergläubisches Volk.“ Die Kugel zischte hart an seinem Ohre vorüber, traf ihn aber nicht. Da kam die Reihe an Heine, er schoß in die Luft. Es lag ihm nur daran, daß das Duell vor sich gehe. Damit war der Ehre genug gethan, die Gegner versöhnten sich, aber von Seiten der beleidigten Frau war der Krieg noch nicht eingestellt, er brach vielmehr bald mit all seinen Furien hervor. Die Briefe des todten Börne erhielten nun allerlei Supplemente, in denen Heine's auf die unangenehmste Art Erwähnung geschah. Diese Supplemente kamen nicht alle auf einmal, sie kamen in Zwischenräumen, und immer wieder, da man sie nun bereits erschöpft glaubte; die beleidigte Dame langte immer wieder in ihre Casette und brachte immer wieder ein gehässiges Blatt hervor, das wie ein letztes aussah und doch nicht das letzte sein sollte; kurz, alle Blätter, die Börne's Haß gegen

Heine in unermüdlichem Eifer viele Jahre hindurch beschrieben und bei Lebzeiten entweder im Pult begraben wollte oder nur an vertraute Personen gesendet hatte, kamen allmälig zum Vorschein. Bedenkt man die Anzahl derselben, so muß man darüber erstaunen, wie ein im Grunde großmüthiges Herz, wie das Börne's jedenfalls war, für einen ganzen Köcher voll kleinlicher Waffen Raum genug hatte und wie im Busen einer von Menschenliebe emporlodernden Seele eine so lange währende und so tief gehende Verfolgungslust mitbrennen konnte, zumal der gehaßte und verfolgte Mann Jemand war, dessen Streben im Grunde mit dem seinigen Eins und dasselbe, eben so frei und so groß war und an den er durch mannichfache Jugenderinnerungen sich gebunden fühlen mußte. — Aber es zeigte sich oft und zeigt sich auch hier wieder, daß aufgelöste Freundschaft die grimmigste Feindschaft giebt. —

Gleichzeitig hatte ein heftiger journalistischer

Kampf gegen Heine begonnen. Ich weiß nicht, ob es eine Hallucination seiner Sinne war, wenn Heine abermals auch in der Mitte dieser, ihn mit allen Waffen angreifenden Phalanx die Gestalt des beleidigten Weibes zu erkennen glaubte, aber er ist fest überzeugt geblieben, und glaubt Beweise zu haben, daß auch diesmal die Casette der Madame S... sich aufthat, diesmal, um den Kämpfern einen pekuniären Succurs zukommen zu lassen. Lachend pflegte er zu sagen, dies sei das einzige Mal gewesen, daß Andere etwas an ihn gewandt hätten, aber sein Lächeln war bitter und er schien im Glauben befangen, daß die erbitterte Feindin in der That seinem Lorbeer zu schaden vermocht hätte. „Mein Leben war schön," sagte er einmal, „ich war der Lieblingspoet der Deutschen geworden und wurde sogar gekrönt wie ein deutscher Kaiser zu Frankfurt. Mädchen in weißen Kleidern streuten mir Blumen, o es war schön! Warum mußte ich doch meinen Heimweg

durch die Judengasse nehmen, die, wie Sie vielleicht wissen, vom Römer nicht gar weit entfernt ist! Als ich sie auf meinem Triumphzuge durchschreite, geht ein häßliches Weib mir quer über den Weg und droht mir, als wolle sie mir Unglück weissagen. — Ich stutze vor der Gestalt, fahre einen Schritt zurück und mein Kranz — mein prächtiger Kranz fällt in den Staub dieser unreinen Gasse. Weh mir! seitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorbeer, ein Geruch, den ich nicht wegbringen kann! Schade um den schönen, schönen Kranz!"

— — So seufzte Heine; ich aber, in befreundeter Stellung zu ihm und ein entschiedener Feind der Art, wie Madame S..., die Freundin Börne's, den Krieg gegen Heine geführt, fühlte das Leid und die Verunglimpfung, die ihm angethan worden, mit. Um so voller war mein Antheil und um so vollständiger meine Erbitterung, als ich von dieser Gegnerin Heine's bis dahin

gar nichts gehört und sonach keine Gegenvorstellung meine Gefühle mindern konnte. Die Gestalt, die Heine'n quer über den Weg gehend, Unglück weissagte, schwebte mir daher immer mit allen Attributen der Wesen vor, die der abergläubischen Phantasie des Mittelalters als schlimme Vorbedeutung erschienen.

Ich fürchtete mich vor Madame S... und ihrem bösen Auge...

Doch schien es mir beschieden, ihrer Bekanntschaft theilhaftig zu werden. Ein Frankfurter Buchhändler, ein Neffe der Dame, hatte mir ein Paquet und einen Brief an sie mitgegeben und mir aufgetragen, sie ja gleich in den ersten Tagen meines Pariser Aufenthalts in ihrem Landhaus in Auteuil aufzusuchen. Ich sandte Brief und Paquet hin und verschob die Fahrt. Erst als der Gemahl Monsieur S... mich in meinem Zimmer in der Cour de Commerce besucht hatte,

konnte ich die Fahrt nicht länger verschieben und machte mich nach Auteuil auf.

Auteuil ist ein Dorf, wie fast alle Dörfer in der Nähe der großen Metropole, ein kleiner Flecken voll eleganter Sommerwohnungen, theuer und fashionable, wo man vergeblich ländliche Sitten und ländliche Einfalt suchen würde. Es liegt am Ende des berühmten Boulogner Hölzchens, auf dessen Rasenplätzen die beleidigten Dandys von Paris sich Genugthuung zu geben pflegen. Die Allee des Holzes verlängert sich bis dahin und so wird Auteuil der Zielpunkt jener täglichen Morgenpromenaden, die der Pariser Lebemann auf dem Vollblutpferd, die Pariserin, nonchalant im Wagen hingestreckt, unternehmen. Die grünen Jalousieen der Häuser sind meist von breiten Lindenwipfeln beschattet, und in der Ferne erblickt das Auge erfreut grüne weithingedehnte Saatfelder und das blitzende, vielgewundene Band der Seine.

Ich hatte leider, um nach Auteuil zu fahren, das ökonomische, aber geduldprüfende Beförderungsmittel des Omnibus gewählt, diesmal noch zu besonderem Unglück, denn die Pferde waren todtmüde und schienen auf dem kothigen Pflaster gar nicht fortkommen zu wollen. Alle Augenblicke zog der Condukteur die Klingel, der Kutscher hielt an, bald stieg Einer mißvergnügt aus, entschlossen den weiteren Weg zu Fuß zu machen, bald galt es, eine dicke Bäuerin, die ihre Einkäufe in Paris gemacht hatte, mit ihren Körben und Schachteln aufzunehmen. Ueberdies war ich zu spät ausgefahren. Es mochte vier Uhr sein, da ich aufsaß, der Februar hat so kurze Tage und nun dunkelte es bereits, das unabsehbare Häusermeer von Paris hüllte sich in einen grauen, unheimlichen Schleier, und nur die Kuppel des Pantheon glühte in röthlichem Feuer. Wir kamen an Passy vorüber, wo Franklin einst wohnte und Beranger jetzt lebt, und ich sah be-

reits Licht in dem kleinen rebenumpflanzten Hause, wo der greise Dichter wohnt. Allmälig zog sich der Nebel immer dichter zusammen und ein stiller, aber eindringlicher Regen fiel. „Teufel!“ dachte ich,“ das hast du schlecht gemacht! Kurz vor der Essensstunde willst du bei den Leuten erscheinen! Wer aber hätte auch geglaubt, daß Auteuil so weit ist, die Pferde so müde sind und der Omnibus so oft anhalten würde! Ich komme der Freundin Börne's vielleicht recht ungelegen über den Hals!“

Trotz oder vielleicht gerade wegen des düsteren Bildes, das ich mir von dieser Frau machte, war ich neugierig sie zu sehn. Börne's Freundin kann kein gewöhnliches Wesen sein. An sie, die damals noch in Deutschland lebte, waren die „pariser Briefe“ gerichtet, diese wilden Dithyramben des Zorns, diese Bündel von Schwertern, diese Feuerregengüsse von Witz, Erbitterung, Schmerz. Börne, ein Prophet, zum

Haß getrieben aus Uebermaß der Liebe, ein Apostel, nicht mit einem Palmzweig, mit der Brandfackel in der Hand, konnte nur ein Weib lieben, ihm ähnlich, ihm verwandt.

So dachte ich und langsam trabten die Pferde; es ward immer dunkler, immer heftiger schlug der Regen an die Fenster, die klappernd in ihrem schlechtgefügten Rahmen auf und ab gingen. Der dicke Nachbar, mir gegenüber, schlief regelmäßig ein, bis ihn ein stärkeres Poltern auf dem Pflaster weckte und ebenso regelmäßig fiel mir sein nasser Regenschirm zwischen die Beine. Verdammter Einfall, so spät auszufahren, oder vielmehr welch kläglicher Mangel an Berechnung!

Der Condukteur hat sich endlich auch in den Wagen hinein gesetzt, ich frage ihn, ob heute noch ein Omnibus nach Paris zurückfährt. „Unmittelbar nach Ankunft dieses fährt Einer,“ ist die Antwort.

„In einer halben Stunde, eine Stunde später?“

„Geht keiner mehr“ ist die Antwort. „Die Abfahrt, die sich an uns anschließt, ist die letzte.“

Erfreulicher Gedanke, einer Visite wegen in Auteuil übernachten oder einen eigenen Wagen nehmen zu müssen! Doch da ist nicht zu helfen. Wenn sich der Besuch nur lohnt. Indeß hält der Wagen, wir sind in Auteuil.

Bei Dunkelheit und Regenwetter ist es nicht eben angenehm, an einem fremden Ort nach einer Wohnung zu fragen. Mit immer wachsendem Mißmuth gehe ich von Haus zu Haus. Endlich ist die Wohnung gefunden, ich klopfe an, das Thor geht auf, eine alte Portiersfrau entsteigt ihrer Spelunke, bestätigt, daß Herr und Madame S... zu Hause seien, meint aber, sie müsse sich erst näher erkundigen, ob sie heute Jemanden vorlassen könne. Sie geht hinauf, sich zu erkundigen.

Ich stehe fröstelnd im Thorwege. Lange stand ich da und hörte den Omnibus seine Rückfahrt antreten. Die Alte kam nicht wieder. Was ich übersah, war der Hofraum eines alten, vierstöckigen, schweigsamen Hauses. Alle Fenster waren dunkel, nur eines war matt erleuchtet, hinter niedergelassenen Vorhängen mußte dort eine Lampe brennen. Der Regen gießt immer stärker herab, er klascht auf die Pflastersteine vor meinen Füßen, ich verschlucke manchen Fluch. Endlich höre ich Schritte. Die Portierfrau, ein Licht in der Hand, kömmt die Treppe herab, ein Mann in schwarzem Frack folgt ihr. Es ist Herr S....

„Ach mein Gott!" sagte er, als er mir näher tritt und mich erkennt, mit verlegener Miene. „Es thut mir leid, aber Sie haben einen schlechten Tag getroffen. Meine Frau ist eingesperrt und läßt Niemand vor. Sehen Sie, ich selbst darf nicht zu ihr. Sie sitzt auf der Erde in ihrem Zimmer, sie hält Jahrzeit. Wirklich, es thut

mir leid, aber es ist heute der Sterbetag des Börne."

Er verbeugte sich, ich verbeugte mich, mein Besuch war gemacht. Ich tappte hinaus und ging, aber nicht weit. Von der Straße abbiegend blieb ich mitten im Regen stehen und blickte, ich weiß nicht wie lange, auf das eine beleuchtete Fenster im Hinterhause, wo durch eine Gardine das Neschamahlicht hervordämmerte, wie festgebannt.

Meiner Seele hatte sich nach den Worten, die der bescheidene Gemahl zu mir gesprochen, ein Sturm bemächtigt, welcher mich nicht allein erschütterte, sondern auch machtvoll belebte. Nie wieder werden wohl so anspruchslose Worte einen solchen Schlag auf mein Herz führen.

Meine Vorstellungen über Heine's Todtfeindin, die ich nach Auteuil mitgebracht, kämpften gegen ein neugewonnenes Bild einen heißen Kampf. Nach langer Gegenwehr zog sich mein Haß, so weit er Parteisache war, ehrfurchtsvoll zurück. Die

leidenschaftliche Trauer dieses Weibes, das Jahre nach dem Tode des Geliebten noch keinen Trost gefunden, flößte mir Hochachtung ein. Ich erkannte und bewunderte die energische Seele der Börne-Freundin, die sogar den Gatten von sich verweist, wenn sie das heilige Todtenamt hält.

Ich habe auch seitdem diese merkwürdige Frau nicht kennen gelernt, die Anschauung aber, die sich auf dem Feldwege von Auteuil mit vulkanischer Macht in mir empor bildete, herrscht noch heute in meinem Innern vor.

Wie eine überlebensgroße Statue des Schmerzes, die mit der Linken einen Aschenkrug an das Herz preßt, in der rechten Hand aber ein Schwert schwingt, mit welchem sie den Todten an seinem Feinde rächt — so schwebt mir diese Frau vor den Augen.

IV.

An einem Abend einige Wochen später kamen wir auf die Politik zu sprechen, was eben nicht oft geschah. Heine hatte die Politik aufgegeben. Seine literarischen Arbeiten standen ihm obenan und die religiöse Frage schlich sich allmälig in sein Gemüth.

„Es wird nicht mehr lange so bleiben", sagte er bitter lächelnd. „Ein Staatsstreich ist ein öffentliches Geheimniß. Man plaudert so viel von ihm, daß man gar nicht mehr daran glaubt, aber er bleibt nicht aus. Der Präsident arbeitet

nach der Schablone seines Onkels und geht auf den 18. Brumaire los. Nur zu! nur zu!"

Er sagte dies alles ohne Zorn und ich wunderte mich darüber. Was sollte, kann man fragen, der politische Sarkasmus, der den Priesterrock zerreißt und sich sogar an den Scepter der Könige wagt, wenn er dann später lächelnd dem Verrath zusieht? Warum die titanische Verachtung des Bestehenden, der luxuriöse Aufwand von politischem Haß, die blutige Satyre, die guillotinirende Ironie? Was war denn Heine noch, wenn er kein Republikaner war?

Er war, das wußte ich, einst ein Anhänger der Julimonarchie gewesen, weil er, wie er sagte, sich keinen bessern Zustand in dem damaligen Frankreich denken konnte. Er hatte eine Unterstützung als Flüchtling bezogen, was ihn nicht hinderte, über die französische Politik zu schreiben, wie er dachte; wogegen die französische Polizei

wieder mit größter Bereitwilligkeit seinen Steckbrief mit den ehrenrührigsten Bezeichnungen an die deutschen Polizeiämter sandte. Er hatte den Prinzen Nemours gelobt, doch nur, weil er sich in Bagnères höflich und aufmerksam gegen ihn benommen. Dessenungeachtet schien mir Heine nie ein aufrichtiger Monarchist — was war er also?

Er merkte meine Verwunderung und ergriff meine Hand. „Verstehen Sie mich recht," sagte er. „Als vor ungefähr einem Jahre die Republik proclamirt wurde, war der Welt zu Muthe, als ob Etwas, was nichts als ein Traum war und ein Traum sein sollte, Realität geworden wäre. Aber ich habe das Unglück, Frankreich durch langjährigen Aufenthalt nur zu genau zu kennen und ich bin über das, was wir zu erwarten haben, gar nicht im Unklaren. Die Republik ist nichts weiter als ein Namenswechsel, ein revolutionairer Titel. Wie könnte sich diese corrupte, weichliche Gesellschaft so schnell verwandeln? Geld

machen, Aemter erhaschen, vierspännig fahren, eine Theaterloge besitzen, aus einem Vergnügen in's andere jagen, war bisher ihr Ideal. Wo hätten diese Menschen ihren Vorrath von bürgerlichen Tugenden bisher so sorgfältig versteckt? Paris, glauben Sie mir, ist gut napoleonistisch — ich meine, hier herrscht der Napoleon d'or. Mögen es Andere zu ihrer Partheisache machen, einen Namen aufrecht zu erhalten, mag selbst Proudhon die bestehende Staatsform in dieser ihrer kläglichsten Phase für gegeben, unantastbar und unveränderlich, sogar über den Ursprung aller Rechte und das allgemeine Wahlrecht erhaben erklären — eine solche Politik ist nicht die meine. Der Name ist mir nichts. Nur das Farbige kann mich entzücken, die abstrakte Idee ist ohne Reiz für mich. Was wäre die Liebe, wenn es keine Frauen, die Freundschaft, wenn es keine Freunde gäbe? Verzichten Sie auf die Republik, denn es gibt keine Republikaner!"

Später lächelte er herb und erbarmungslos bei der Agonie der Republik und erwartete ihr Ende mit einer gewissen Schadenfreude. Er lächelte, als wäre er der Gott des Zerfalls und der Zerstörung selber. Es war, als wünsche er, daß etwas zusammenfalle, was es auch sei, damit er nur das Geräusch eines großen Umsturzes vernehme und riesenhafte Trümmer erblicke. Die furchtbarste Krankheit selbst konnte ihn nicht conservativ und zum Freund der Ruhe machen. Der Kampf war seine Natur, das Mißvergnügen mit dem Statusquo und die Negation sein Wesen. Diesem Zuge in ihm lag keine Wildheit, keine Barbarei, kein Vandalismus zu Grunde, sondern er hatte mit dem künstlerischen Bedürfniß ein und dieselbe Wurzel, jeden Gegenstand immer von einer neuen Seite aus, verändert, umgebaut, umgestaltet zu sehn. Es war der Drang einer, nach mächtigen Aufregungen sich sehnenden Natur und zugleich ein charakteristischer Zug seiner Skepsis. Cha-

rakteristisch ist einer seiner Aussprüche, daß ihm an keiner Erscheinungsform menschlicher Gedanken etwas liege, weil er an der Quelle der Gedanken selbst stehe. Aus Allem geht hervor, daß er an gar keine Staatsform glaubte.

Dritte Abtheilung.

1850.

I.

Wenige Tage nach meiner neuen Rückkehr in Paris, im Mai 1850, zu einer Zeit, wo sich in seinem Gesundheitszustand wieder einmal eine Besserung einzustellen schien, gab Heine ein Diner. Im Zimmer, das den stolzen Namen Salon führte, war der runde Tisch auf's Prächtigste gedeckt; auf dem Büffet erblickte das verwunderte Auge einen ganz unverhältnißmäßigen Luxus von Tellern, Gläsern und Flaschen.

Die Gäste, die Heine erwartete, sind solche, die wir bereits kennen, aber sie haben sich im Lauf der Zeit einigermaßen verändert. Die Klingel hat geschellt und sie stellen sich ein. Frau

Heine's Freundin, Madame A...., tritt in einer reizenden Toilette ein und führt ihre beiden lieblichen Kinder an das Bett des Kranken, daß er sie küsse. Es ist ein Pärchen, Poulon und Poulette werden sie scherzweise genannt. Alice, das schöne schwarzlockige Kind, zählt schon fünf Jahre, ein lieblicheres Geschöpf ist nicht zu finden. Ihr Geist ist für ihr Alter, man möchte sagen, dämonisch entwickelt. Heine, das wissen wir bereits, ist ihr Pathe.

Madame A... ist aus einer Bürgersfrau von Paris inzwischen eine Weltdame geworden. Ihr Gatte, vor zwei Jahren noch Schnittwaarenhändler, ist durch glückliche Börsenspeculationen in den Stand gesetzt worden, das Hippodrome, den großen Circus am Eingang des Boulogner Wäldchens zu kaufen und macht mit ihm die glänzendsten Geschäfte. Er hat den unleugbaren Instinkt, wie man es anfangen muß, das Publicum zu beschäftigen und es steht ihm aller Wahrscheinlich-

keit nach bevor, Millionär zu werden. „Sie kommen spät, sieben Uhr ist vorüber, das Essen droht zu verderben,“ sagt Heine. „Wo bleibt Ihr Mann, warum ist er nicht mitgekommen?“

„Er hatte noch Geschäfte, muß aber gleich erscheinen.“

„Gleich! er läßt immer warten, wenn man ihn einladet; das ist unerträglich.“

„Que voulez vous!“ seufzt Elise, „ich kann ihn nicht ändern.“

Schon fängt Heine an, ernstlich unwillig zu werden. Da rollt ein Cabriolett in die Hausflur. „Er ist's,“ sagt die junge Frau, und der Barnum des Hippodrome, den langhaarigen Filzhut auf dem Kopf behaltend, tritt ins Zimmer.

Herr A . . . ist eine jener Gestalten, die man vorzüglich in den Foyers der großen Oper und auf dem Turf der Wettrennplätze begegnet; ein schöner Dandy von ungefähr fünfunddreißig Jahren mit bleichem, südlichem Gesichtsausdruck

und pechschwarzem Haar und Barte. Seine Toilette ist überaus sorgfältig, seine Manieren sind brüsk, und wie wir sehen werden, von einer unangenehmen Familiarität. Er spielt mit einem kleinen Stöckchen, das einen schönen ciselirten Knopf von Gold hat, und ahnt eigentlich eben sowenig wie dieses Stöckchen, wer der Mensch ist, bei dem er zu Besuche ist.

„Wie geht's Ihnen, Heine?" fragt er, „wohl recht schlecht? Bei Gott, Sie sehen nicht viel besser aus, als ein Todter. Mein Lebtage habe ich keinen Menschen gesehen, dem das Sterben so schwer gefallen wäre, wie Ihnen. Mir gehts gut. Das Hippodrome macht unglaubliche Geschäfte."

Um Heine's Mund spielt ein ingrimmiges Lächeln. Solch einen Menschen muß man ertragen, weil er der Mann seiner Frau ist. Doch noch Eins! Der Dandy klopft fortwährend mit seinem Stöckchen auf der Bettdecke des Kranken

herum. Was weiß auch so ein Gesunder davon, was Nerven sind!

Der Dandy bemerkt oder achtet den Eindruck nicht, welchen er erregt. „Ja, das Hippodrome,“ fährt er fort, „macht unglaubliche Geschäfte! An jedem Tag, an dem schönes Wetter ist, streichen wir mindestens zehn Tausend Franken ein. Nicht wahr, das läßt sich hören, lieber Heine? Ich will es meinen! Aber mein Gehirn bringt auch die unglaublichsten Sachen zu Tage, je me fais poëte, ich verwirkliche Tausend und eine Nacht, ich speise, so zu sagen, die Pariser mit Wundern!“

„Sie haben doch gehört,“ fährt er fort, und sein Teufelsstöckchen klopft immer beängstigender an der Bettdecke des Kranken herum — „daß Poitevin, dieser verwegenste, größte, außerordentlichste aller Aëronauten, der alle früheren Luftschiffer, alle Greens and Gales mit einbegriffen, aus dem Felde, ich will sagen, aus der Luft geschlagen

hat, zu Pferde mit seinem Luftballon in die Höhe steigt? Nun! nächste Woche soll er auf einem Esel sitzend in die Luft fahren! Ich nenne dies: Ascente à la Sancho Pansa! — Sancho Pansa — müssen Sie wissen — ist eine Figur aus einem spanischen Romane. Eine köstliche Idee, nicht wahr? Und die Verfolgung der Kabylen durch französische Spahis? Auch diese Farce ist von meiner höchsteigenen Erfindung, und ohne Renommage — ganz köstlich! Die Spahis sind Knaben, die auf kleinen Corsikanerpferden sitzen, die Kabylen, auf eben solchen Pferden, sind Affen. Jeder Affe ist wie ein Kabyle angezogen, hat einen weißen Burnuß an, und eine Flinte zur Seite. — Sie sollten sehen, lieber Heine, wie die weiße Kaputze zu den braunen Affengesichtern steht! Die Spahis verfolgen die Kabylen; sie erreichen sie, und hauen mit ihren Säbeln ein, die Affen schreien, die kleinen Corsikanerpferde greifen aus, — es ist die komischste

Jagd, die Sie sehen können. ..... Nun, das ist etwas für die Kinder und Grisetten. Für die Männer giebt es wieder andere Schauspiele! Da ist der Char du printemps — ein Wagen von zwölf Schimmeln gezogen, darauf wohl an zwanzig Mädchen, alle schwebend in den verschiedensten und verwegensten Stellungen, in fleischfarbnen Trikots, nur auf das Oberflächlichste in Gaze drappirt, — luftschwebende Bajaderen, die Beine nach oben gestreckt und nach allen Seiten hin! wirkliche Houris! es ist kaum zu glauben! Houri's nämlich, lieber Heine, nennt man bei den Mohamedanern die Mädchen des Paradieses! Ha, was für Nymphen habe ich für's Hippodrome geworben! Die schönsten Mädchen, die in Paris und in ganz Europa zu finden sind! Wie schade, Heine, daß Sie krank sind! C'est la, mon vieux, que vous auriez fait vos farces!"

Der Dandy glaubt durch diese Erzählungen Heine'n sehr gut zu unterhalten. Er ist kein

Menschenkenner. Der Kranke hat sich während der langen Auseinandersetzung der Vergnügungen des Hippodrome unwillig auf seinem Bette herumgeworfen und Laute von sich gegeben, die Herr A... für Ausrufe der Anerkennung und Bewunderung hält, die jedoch nichts Anderes sind, als deutsche Schimpfwörter und Flüche. Bei dem letzten Satze des Dandy's, der mittlerweile sogar seinen Fuß auf den Rand des Bettes setzen wollte, richtet er sich auf, sieht mich an, und sagt auf deutsch: „So ein durchwegs gesunder Mensch ist auch ein halbes Thier!“

Aber Herr A... ist noch nicht fertig. „All dies Zeug,“ sagt er, „gibt viel zu thun, und ich werde mich mit der Sache nicht länger abgeben, als nöthig ist. Jeden Tag fünf Tausend, vielleicht auch fünfzehn Tausend Franken einzunehmen, ist freilich eine schöne Sache, aber man muß nichts, auch das Beste nicht zu lange treiben. Sobald ich eine Million Franken am Hippodrome

verdient haben werde, verkaufe ich ihn, verdiene noch funfzigtausend beim Verkauf und ziehe mich dann ganz zurück, um auszuruhen. O glauben Sie mir, lieber Freund, man zerbricht sich den Kopf genug bei meinem Geschäfte und man ist oft recht müde! Man muß die unglaublichsten, die pyramidalsten Sachen erfinden, und nur ein Mensch von Geschmack und Phantasie ist einer solchen Stellung gewachsen. Wäre ich nicht seit Jahren ein Kenner von Opern, von Ballett und Allem, was dazu gehört, gewesen, ich hätte all mein Vermögen beim Hippodrome einbüßen müssen. Ja, man muß sich dabei den Kopf zerbrechen, mehr als ein Dichter. Und dabei die Gefahr, lieber Heine, die Gefahr! Wenn Sie etwas schreiben und es Ihnen dann nicht gefällt, so ist nur ein Stück Papier verdorben und Sie können es wegwerfen. Das ist nicht so bei mir. Eine mißlungene Erfindung kann mich halb ruiniren."

„Sehen Sie," fährt er fort, indem er sich

endlich niedersetzt, „eben jetzt trage ich in meinem Kopfe — hier — —“, Herr A... zeigt mit dem Zeigefinger einer weißen eleganten Hand auf den „edlen Thron des Verstandes“ — „eine Idee, bei der ich vierzigtausend Franken entweder verliere oder gewinne! Ich nenne das Zeug (er artikulirt sehr deutlich): Ein Fest in Peking! — Peking, müssen Sie wissen, ist die Hauptstadt des chinesischen Reiches. Auf einer prächtigen Estrade, im Vordergrund eines Tempels, der mit den Standbildern von Götzen geziert ist, — die Chinesen, müssen Sie wissen, glauben noch an Götzen — sitzen die Mandarine im Kreise herum. Die Mandarine sind so zu sagen die Pairs, die Senatoren, die Aristokraten des Landes — — —“

Der Director ist erst im Anfang seiner Erzählung begriffen, aber Heine, dessen Ungeduld sich bis zur stillen Wuth gesteigert hat, richtet sich ungewöhnlich rasch auf, blickt mich an, und sagt

auf deutsch, mit einer Stimme, in welcher sich Wehmuth und Ingrimm mischen: „Hören Sie dieses Thier, das mir erklärt, wo Peking liegt und was die Mandarinen sind — es verdient täglich zehntausend Franken! Fragen Sie doch einmal nach, was mir Julius Campe für eine Auflage meines Buchs der Lieder zahlt!"

Und mit einem komischen „Du lieber Himmel!" sinkt er wieder auf's Kissen. „Das Weitere nach dem Essen, lieber A...", sagt er. „Der Braten wird nicht zu essen sein, wenn Sie mir noch vor Tisch Ihr ganzes Fest von Peking erklären wollen."

II.

Das leckerste Mahl ist vorbei, das ein deutscher Poet je seinen Bekannten gegeben, ein Mahl, prachtvoll, als wenn der Poet dazu Apollo und die neun Musen hätte einladen wollen — Heine war von jeher ein Gastronom — und wieder sitzen wir, die Tassen schwarzen Caffee's schlürfend, im andern Zimmer um das Bett des Kranken.

Auch dieser hat vom goldenen Sauterne genippt und da seine Schmerzen eben auch nachgelassen haben, ist er heiter und gesprächig. Seltener Geist! Kaum auf wenige Augenblicke von seinen Qualen befreit, findet er all seine ehemalige Schwungkraft wieder und erzählt Geschichten

aus früheren Tagen mit einer Wärme und Lebendigkeit, die bezaubert. Seltsam — man meint einer jener phantastischen, unbeschreiblichen Ballnächte beizuwohnen, die unter dem freien Himmel von Paris ihr unendliches Leben entfalten. Da rauscht es von Musik und Tanz, da wogen die lieblichsten und groteskesten Gestalten! Hier giebt es verschwiegene Lauben für Seufzer und Thränen, dort wieder beleuchtete Plätze voll grellen Gelächters. Rakete um Rakete steigt auf und fliegt in Millionen Sternlein auseinander, eine unendliche Verschwendung von Blitz, Feuer, Poesie und Leidenschaft entzündet sich und läßt die Welt bald in diesem, bald in jenem Lichte erscheinen, bis endlich wieder die klaren silbernen Sterne hervorleuchten und das Gemüth mit dem Bewußtsein von des Lebens Schönheit erfüllen.

Von den mannichfachen ernsten Historien, die Heine damals erzählte, ist mir wenig im Gedächtniß geblieben. Nur einer der komischen erinnere ich mich

deutlich, es war die Geschichte seines ersten Besuchs im Hause des Fräulein Rachel. Heine war seit langer Zeit sehr begierig gewesen, die große Tragödin kennen zu lernen; einer seiner Bekannten, der bei ihr ein- und ausging, machte sich zum Dollmetsch dieses Wunsches, und in Folge davon hatte Heine eine Einladung zu Tische bei der Schauspielerin erhalten. Dort angekommen, findet er Papa und Mama Felix zu Hause, die Tochter fehlt. Sie ist verhindert zu erscheinen und läßt sich entschuldigen. Heine läßt seinen Verdruß nicht merken, es sind Gäste da und das Mahl geht ziemlich gut vorüber. Endlich beim Dessert sagt er: „Ich muß Ihnen doch erzählen, was mir neulich passirt ist. Ich lese die Ankündigung, daß in den Champs elisées ein Ungeheuer, ein Naturwunder gezeigt wird, die Frucht eines Hasen und einer Lachsforelle. Ohne ein Naturforscher von Fach zu sein, bin ich doch voll Neugier, das Phänomen zu sehn; ich nehme einen Wagen und fahre zur betreffenden Bude. Ich trete ein und frage nach

dem Wunder. Monsieur, sagt man mir, das Phänomen selbst ist uns abhanden gekommen, aber Vater Hase und Mutter Lachsforelle sind da und es ist Ihnen erlaubt, gegen ein mäßiges Eintrittsgeld beide in Augenschein zu nehmen."

Die Gäste sahen sich an und lachten.

Da plötzlich, trotz der etwas vorgerückten Stunde, klopft es an die Thüre, und da von allen Mitgliedern der Gesellschaft ein übermüthig lautes „Herein" erschallt, tritt eine Gestalt ins Zimmer, die sich gleich als eine nicht französische zu erkennen giebt.

Es ist ein Mann in den vierziger Jahren. Sein Gesicht ist bis an die Wangenknochen hinauf in einen dichten, pechschwarzen Bart vermummt, dafür ist das Kopfhaar kurz abgeschnitten und zieht sich, wie eine schwarzwollene Nachtmütze über den breiten, für die Gestalt viel zu großen Schädel. Man stutzt, man glaubt einen jener Männer vor sich zu haben, die auf den Pariser Maskenbällen als ours, als „Bär" figuri-

ren, und der Eindruck, den dies macht, wäre beinahe ein schreckhafter, wenn die kleinen Augen nicht gar so gutmüthig und possirlich unter den buschigen Augenbrauen hervorblitzten. Zu dem seltsamen Antlitz stimmt die ganze Kleidung. Der viereckige Leib steckt in einem dunkelbraunen, ziemlich abgeschabten Paletot, die kurzen Beine stecken in schwarzer Hülle. Dabei ist es, als ob der Mensch gewohnt gewesen sei, auf allen Vieren zu laufen, und erst später gelernt habe, sich auf den Hinterbeinen zu bewegen.

Auch auf Heine hat das Eintreten des Fremden einen erheiternden Eindruck gemacht, der sich durch ein gehäbiges Schmunzeln kund thut und den Menschen aufführend, sagt er nun mit großem Ernst und würdigem Anstand: „Monsieur Faiwisch (Phöbus), der Verfasser der indischen Schwalbennester, Deutschlands größter Dichter."

Der Fremde nimmt diese Bezeichnung ruhig an, und lächelt milde vor sich hin. Dann nach

einer Pause sagt er gutmüthig in frankfurtisch-jüdischem Dialekte: „O ich bitte, wir haben auch noch den Heinrich Heine!"

Ich will mich an die Damen um Auskunft wenden, doch diese haben den größten Dichter Deutschlands schon längst in ihre Mitte genommen. „Aha, Monsieur Faiwisch, wie geht's? Sie kommen spät? Wie kommt das? Haben Sie schon gespeist? Ja? Nun! ein Glas Wein, ein Bisquit? Hier nehmen Sie Platz und erzählen Sie uns etwas von der schönen Dame Ihrer Gedanken!"

„Von der Dame meiner Gedanken?" wiederholt der Fremde, indem er vor einem Glase Wein Platz nimmt.

„Ja."

Faiwisch beschränkt sich auf ein trübsinniges „Ach!"

„Erzählen Sie," dringen Alle in ihn.

„Von der Dame meiner Gedanken!" ruft Faiwisch noch einmal. „Ach, meine Freunde und

Gönner, ich darf Ihnen wohl gestehen, daß ich wegen dieses holdseligen Wesens manche schlaflose Nacht habe, und ihretwegen mir manches Gedicht und mancher Artikel für die Zeitung nicht so geräth, wie ich es gern haben möchte. Einmal nur habe ich diese Lieblichste und Geistreichste ihres Geschlechtes gesehen und doch kann ich sie nicht vergessen. Sie ist das einzige weibliche Wesen, das mich ganz versteht. Aber was will sie sagen mit den Wächtern, die stets um sie sind und sie so selten nur hervorlassen? Sollte man glauben, daß hier in Paris die strenge Hut mancher Burgfräulein des Mittelalters noch existire?"

„Sie ist noch jung?" fragt Frau Elise.

„Ja gewiß, dreißig Jahre höchstens."

„Schön?"

„Recht hübsch. Röthliches Haar! das liebe ich, und einen beinahe olivenfarbenen Teint! das liebe ich auch."

„Und spricht von Wächtern, die sie hüten?" frägt Heine.

„Von Wächtern und Mauern."

„Das ist außerordentlich romantisch! Erzählen Sie uns doch endlich, wo Sie mit dieser Dulcinea bekannt geworden sind."

„Bei einem Manne, der mit Wollwaaren handelt, Monsieur Jacquard, Rue St. Jaques, 16."

„Wie kamen Sie zu diesem?" frägt Elise.

„Die Geschichte ist kurz", erwiedert Faiwisch. „Neulich, als meine Portiersfrau beim Aufräumen mein Fenster zerschlägt, und ich mich in's Bett lege, ohne es bemerkt zu haben, erwache ich mit einem Rheumatismus. Die Folge ist, daß ich das Bedürfniß fühle, mir ein flanellenes Wamms zu kaufen. Ich suche in der Nähe meiner Wohnung ein Gewölbe auf, wo dergleichen Artikel vor dem Fenster hängen, und treffe, da ich eintrete, eine gutmüthige, gesprächige Pariser Kleinbürgerin, die eben mit erhitztem Gesichte aus ihrer Küche hervortritt und mir eine Auswahl dessen, was ich suche, vorlegt. Ich wähle

mir ein Wamms, nicht eben eines von erster Qualität, aber eines von den wärmsten und dauerhaftesten. Wir wollen eben handeleins werden, da tritt mit bestürzter Miene der Gatte ein und flüstert seiner Frau etwas in's Ohr. Diese stutzt, sieht auf die Uhr, sagt, „es ist zu spät," dann wendet sie sich zu mir, der eben sein Geld hingelegt hatte.

„Mein Herr," sagt sie, „verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme. Würden Sie wohl heute mit uns zu Tische essen wollen? Wir feiern den Namenstag meines Mannes."

„Von der Frau eines Wollwaarenhändlers, sonderbar!" wirft Frau Elise ein.

„Ich gestehe, daß mich diese Einladung einen Augenblick lang frappirte," erwiedert Faiwisch. „Wie ich später erfuhr, verdanke ich sie dem Umstand, daß der Mann, der sehr abergläubisch ist, als er sich mit seinen Gästen zu Tisch setzen wollte, zu seinem Schrecken gewahr wurde, daß ihrer dreizehn waren. Ich aber, in der Ueber-

zeugung, daß diese guten Leute in mir nach Kräften die deutsche Literatur ehren wollen, erwiedere, daß diese Einladung mir ein schöner Beweis der Anerkennung sei, die Frankreich den nachbarlichen Dichtern zollt, ein lebendiges Zeichen der sich immer mehr befestigenden Verbindung Deutschlands und Frankreichs."

„So komme ich an den Tisch eines Pariser Fabrikanten von Flanelljacken, den ich vorher noch nie gesehen. Da ich den engen Gesichtskreis dieser Leute kenne, bestrebe ich mich, die ganze Mahlzeit hindurch so populär zu sein, als dies einem tieferen Geist möglich ist. Ich gebe mich als den Dichter der indischen Schwalbennester zu erkennen und übersetze, da sie den Gästen noch nicht bekannt sind, mehrere Gedichte aus dieser Sammlung, so gut sich dies in französischer Prosa thun läßt. Erst gegen das Ende des Mahles, da mich der Wein erhitzt hat, lasse ich mehr meinen Genius walten, und beschäftige mich angelegentlicher

mit meiner Nachbarin, die ich früher weniger beachtet hatte. Wunderbare Entdeckung! Diese Nachbarin ersetzt, was ihr etwa an Jugend und Schönheit abgehen mag, tausendfach durch die Reize des Geistes! Ich glaube zu träumen und bin wach! Zum ersten Male fühle ich mich von einem weiblichen Wesen verstanden, und da ich mich vom Tische erhebe, hat mein Herz auch für alle Zeit gewählt. Es hat gefunden, was es lange gesucht."

„Aber eben so rasch und gewaltig muß der Eindruck gewesen sein, den ich auf die Dame gemacht habe. Als die Gesellschaft aufbricht, zieht sie mich mit leiser Hand in eine Ecke des Zimmers, sieht mich mit durchdringenden Augen an und spricht: „Monsieur, ich glaube, wir sind unter demselben Stern geboren. Daß wir uns anders als durch einen Schicksalsschluß hier begegnet, glaube ich nimmer. Ich werde in den kommenden Tagen viel an Sie denken, denken Sie auch an mich. Wächter, denen alle

Plagen der Erde zu Gebote stehen, halten mich gefangen, aber von heute in vier Wochen hoffe ich, wieder hier zu sein. Werde ich Sie finden?“

Ich schwöre es!

„Versprechen Sie mir noch, bis dahin nicht nach mir zu fragen, und sich nicht zu erkundigen, wer meine Wächter sind!“

Ich schwöre es!

„So leben Sie wohl!“

Und wir scheiden.

„Eine sonderbare Geschichte!“ meinte Frau Elise. „Sind Sie auch gewiß, daß Sie nicht geträumt haben?“ —

„Vollkommen gewiß.“

„Man erlebt doch in Paris kuriose Dinge. Und Sie haben seitdem nichts von Ihrer Dame erfahren?“

„Ich war durch mein Versprechen gebunden, mich nicht zu erkundigen, und habe dies nicht gethan,“ erwiedert Herr Faiwisch. „Glücklicher Weise sind bereits zwei Wochen, die Hälfte meiner Wartezeit um.“

„Da hat Heine wieder einmal eine wunderliche Figur aufgefunden, eine Figur, die werth wäre, neben Gumpelino Platz zu nehmen!“ dachte ich, als ich meinen Hut suchte, um mich zu entfernen. Und so war es. Ich hatte eine jener verkörperten Chargen gesehn, die Heine von jeher in seinen Troß hineinzuziehen liebte. Rabbi Faiwisch interessirte ihn schon lange, indem er sich ohne Aufhören in die possirlichsten Abentheuer verwickelte, ohne jemals den Humor seiner Lage gewahr zu werden. Heine pflegte von ihm zu sagen: „dieser Mensch ist eigentlich wahnsinnig, aber man muß auch gestehn, daß er lichte Momente hat, wo er blos dumm ist.“ Er ist Derselbe, den Heine im Auge hatte, als er einen seiner Besucher mit den Worten anredete: „Mein Kopf ist heute ganz wüst und Sie werden mich recht dumm finden. Ein Freund war bei mir und da haben wir so unsere Gedanken ausgetauscht.“

III.

Täglich, um die Zeit herum, die der französischen Tischzeit vorhergeht — zwischen fünf und sechs Uhr, wenn der Garten der Tuillerien von Spaziergängern wimmelt, saß in der Nähe der hölzernen Zeitungsbude ein Mensch, die beiden Füße auf die beiden Sprossen, die Ellenbogen auf die Lehne eines leeren, vor ihm stehenden Sessels gestemmt, und blickte stundenlang mit heiteren Augen gutmüthig schmunzelnd das bunte Menschengeschlecht an, das vor ihm auf- und abwogte. Das war Faiwisch, von Heine der „Schwalbenvater" genannt, den manche seiner Landsleute für verrückt hielten, weil er in der Ueberzeu-

gung lebte, Deutschlands größter lebender Dichter zu sein.

War der Schwalbenvater wirklich verrückt? Wenn er mir seine täglich fortlaufenden Betrachtungen über Vorsehung und Menschenschicksal darlegte, ehe er sie unter Couvert brachte, und an seine Zeitung abschickte, war er wohl ziemlich barock, aber nicht eben verrückt. Nur die Art, in der er von sich sprach und Alles auf sich bezog, mußte Bedenken erregen. Ueberall hörte er sein Lob, überall sah er die Leute still stehen, auf ihn deuten, und hörte sie, von Begeisterung für seine Werke hingerissen, von ihm erzählen. Die Verwunderung, die sein dicker Oberrock, den er bei brennender Sonnenhitze trug, oder sein zerbrochener Chapeau-Gibus erregte, der mit seiner oberen Hälfte so seltsam von einer Seite zur andern schwankte, als ob er auf Zitternadeln ruhe, oder ein eigenes Leben habe, nahm er für staunende Neugier, für staunende Huldigung der Menge.

darüber, daß er im fernen Deutschland, welches er vor acht oder zehn Jahren verlassen hatte, nur neben Göthe und Uhland genannt werde, hatte er keinen Zweifel, ebenso darüber nicht, daß seine Gedichte in jedem anständigen Hause vorräthig seien. Wenn dessenungeachtet nichts darüber verlautete, daß der Verleger eine neue Auflage seiner Gedichtsammlung, der „indischen Schwalbennester" zu machen beabsichtige, so lag die Ursache davon einzig in der sündhaften Natur der Verleger, die in Deutschland ungefähr so organisirt sind, wie die Banditen in Spanien, in Leipzig eine wahre Sierra Morena haben, und bekanntlich mindestens zehntausend, oft aber auch zwanzigtausend Exemplare zu drucken pflegen, wenn sie sich contractlich zu der Auflage der üblichen Siebenhundert und funfzig verpflichtet haben. Glücklicher Faiwisch! Selbst die Spottreden und Lazzis, die von Fremden oder Halbbekannten auf ihn geschleudert wurden, verwandelte ein guter

Schutzgeist, der ihn nie verließ, dicht vor seinen Ohren in eben so viele Schmeicheleien. „Il m'enbête“ hatte einmal die großäugige Elise von ihm gesagt, und er verstand: sie „bete“ ihn an! So war es einmal, so war es hundertmal und so für Alles, was kommen konnte, gewappnet, durfte er nicht wie andere mittelmäßige Poeten, die das Bewußtsein ihrer Unfähigkeit haben, unglücklich, bösartig, und zuletzt sogar schlecht werden, er konnte gut und harmlos bleiben, wie ihn die Mutter Natur geschaffen. Ja! diese freundliche Mutter hatte ihm einen Zauber mitgegeben, der ihn nie unglücklich werden ließ. Wenn er wieder ein neues Gedicht geschrieben hatte — manchmal gelang ihm sogar etwas recht Hübsches — so stieg er stolz aus seiner Kammer herab, trug den Kopf hoch in der Höhe, und wenn er dem Bankier der Belle-Etage begegnete, grüßte er ihn mit milder, schonender Herablassung, denn er fühlte sich unendlich reicher, als

jener. Es giebt ja Gedanken, die Einem ordentlich den Kopf in den Nacken werfen, und von solchen Gedanken war Rabbi Faiwisch stets erfüllt.

So stieg er auch ohne Erbitterung die fünf Treppen zu einem armseligen Dachstübchen hinauf, und trug im Hochsommer geduldig die Last des winterlichen Rockes, des einzigen, den er besaß. Ein solcher Tüffelrock ist wohl bei neun und zwanzig Grad Hitze recht lästig. Aber kann z. B. ein Eisbär im Sommer seinen Pelz ablegen? Nein, selbst dann nicht, wenn er nach Afrika käme! Warum sollte nun ein Mensch darüber klagen, der sich in ähnlicher Lage befindet? Ebenso verdarben die zweideutigsten Speisen, die ihm sein Charcutier in der Rue de la Harpe vorsetzte, wohl manchmal seinen Magen, aber nie seinen Humor, denn wie viel andere deutsche Poeten, welche jetzt in der Walhalla aufgestellt sind, oder im Saffianeinband in den Buchschränken der Kronprinzen prangen, haben auch

in schlechten Kosthäusern zu Tisch gegessen, im Falle sie überhaupt etwas zu essen hatten? Und jener Troubadour, dem man gar das Herz seiner Geliebten gebraten vorsetzte, hatte der nicht noch schlechtere Kost?

Nur ein Schmerz hatte bisher den Schwalbenvater geplagt. Er hatte noch immer nicht das Weib gefunden, das seine Poesien gefaßt und verstanden hätte! Und sein Herz sehnte sich nach Liebe und Verständniß! Wie vielen Hofrathstöchtern in Deutschland hatte er nicht schon seine „indischen Schwalbennester“ vorgelesen; wie vielen schönen und gebildeten Jüdinnen von Frankfurt nicht schon einen zierlichen Vers in's Album geschrieben? Sie hatten ihn alle nicht verstanden. Und nun hatte er in's Land der leichsinnigen Franken auswandern müssen; seine Sehnsucht nach Verständniß und Eheglück ward immer heftiger und er ward — alt.

Die neue Liebe kam ihm eben im rechten Augenblicke.

„Sehen Sie," sagte er eines Tages zu mir, als er von seinem gewöhnlichen Platze aufstand und die zwei Sous für den gemietheten Sessel der Frau einhändigte, „sehen Sie," sagte er, indem wir in den Alleen des Tuilleriengartens auf und ab gingen und die Sonne mild gedämpft durch das Dach der Kastanienbaumkronen schien, die Springbrunnen rauschten, die weißen Marmorstatuen verführerisch herüberglänzten und auf den Rasenplätzen fernab die Schaar der Kinder lärmte — „dies Alles sehe ich jetzt mit veränderten Blicken an. Ich kenne ein Wesen, das mich versteht! Welch ein hoher Geist! Welch ein Verstand! Das einzige Weib, das mich je verstanden!"

Und dann sprach er davon, daß vielleicht im Herbste schon die Hochzeit stattfinden könne.

„Vor der Hand wünsche ich Ihnen nur,"

erwiederte ich, „daß die Wächter Ihrer Dame nichts dawider haben.“

„Ach ja, die Wächter!“ seufzte er, „das ist in der That eine räthselhafte Geschichte!“ Und sinnend entfernte er sich, indeß sein zerbrochener Chapeau-Gibus seltsamer als je auf seinem Kopfe hin und her zitterte.

IV.

Der geneigte Leser wird nun, wofern er sich irgendwie für die Gestalt des Rabbi Faiwisch interessirt hat, erfahren wollen, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit der Schönen der Rue St. Jaques, dem einzigen weiblichen Wesen, das ihn je verstanden und ihren Wächtern hatte. Ich beeile mich, ihn aus dieser Ungewißheit zu erlösen.

Es kam der Tag heran, wo der Verabredung gemäß der Rabbi die Dame seines Herzens wiedersehen sollte, und zwar an dem Orte, wo er sie zuerst gefunden. Auf's Beste geschmückt begibt er sich zu Monsieur Jaquard und findet

genau die Gesellschaft wieder, in die er vor vier Wochen zum erstenmale trat. Nur eine Person fehlte, es ist die Ersehnte. Faiwisch sitzt auf Nadeln. Wohl denkt er anfangs: Sie bleibt so lange bei ihrer Toilette, weil sie weiß, daß sie mich hier treffen soll; als aber Stunde um Stunde vergeht und Faiwisch sieht, daß er heute schon auf sein Glück verzichten muß, ist er überzeugt, daß die geheimnißvollen Wächter seine Geliebte zurückgehalten haben.

Er wendet sich an den Hausherrn.

„Sie hatten neulich,“ sagt er, der ganzen Gesellschaft vernehmlich, „eine Dame von entzückendem Geiste in diesem Kreise. Ich bedauere, daß sie heute fehlt.“

„Ich wüßte nicht“ — sagt der Kaufmann.

„Sie saß neben mir,“ sagt Faiwisch, „und die Augenblicke, in denen ich mich mit ihr unterhielt, gehören zu den glücklichsten meines Lebens.

Leider sehe ich ein gewisses Geheimniß um sie verbreitet und selbst ihre heutige Abwesenheit —"

Ein seltsames Lächeln überfliegt die Lippen der Hausfrau. „Die Dame, von der Sie reden," sagt sie, „erhält nur selten die Erlaubniß, in der Welt zu erscheinen."

„Ist es möglich?" ruft Faiwisch. „Aber leben wir denn in der Türkei? Ja, ja, die Dame sprach von Wächtern, die sie nicht fortlassen und denen alle Plagen der Welt zu Gebote ständen — was konnte sie damit sagen wollen?"

„Sollten Sie es nicht längst errathen haben?" frägt die Hausfrau, indem sie nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückt. „Die Dame lebt in Charenton. Es ist unsere wahnsinnige Tante, die ein- oder zweimal des Jahres die Erlaubniß erhält, uns zu besuchen."

„Sie war das einzige Wesen, das mich je verstanden!" rief der Schwalbenvater und sank in seinen Sessel zurück.

V.

Eines Tages fand ich Heine in bester Laune, höchlich ergötzt von einem Buche, das auf seinem Bette lag und in dem er eben gelesen hatte. Dies Buch war eins, das in der Regel eben für kein ergötzliches und erheiterndes angesehn wird, nämlich kein anderes als der Tacitus. „Kennen Sie," fragte er mich, noch immer lachend, „kennen Sie denn die seltsame Geschichte, die dieser finstere Römer von der Entstehung des jüdischen Volks gibt? Nie, nie ist mir doch ein boshafteres Pasquill vorgekommen! Denken Sie nur, dieser Mensch bringt dem jüdischen Volke, das er übrigens genus hominum absurdum atque sordi-

dum nennt, auf, daß sie von Aussätzigen herstammen und in ihrem Tempel einen Esel göttlich verehren."

„Vielleicht eine Verwechselung mit dem goldenen Kalbe, am Horeb gegossen, von dem er die Sage gehört haben mochte."

„Vielleicht," erwiederte Heine. „Doch hier steht deutlich: Sie verehren den Esel. Das pfiffigste Volk der Erde, ist Ihnen schon je so etwas vorgekommen?"

„Ich habe," erwiederte ich, „dergleichen noch nirgendwo gelesen; im Leben jedoch ist es mir schon als sporadischer Fall vorgekommen. In meiner Vaterstadt kenne ich eine schöne Jüdin, die einen Esel anbetet. Freilich ist sie mit ihm verheirathet. Insofern dieser Esel unermeßlich reich ist, kann man ihn auch einen goldnen nennen. Alle Versuche der männlichen Welt, diesen Esel in einen gehörnten Esel, wie er auf Ceylon vorkommen soll, zu verwandeln, sind gescheitert.

Das ist der einzige Fall von der Anbetung eines Esels, den ich kenne. Beim jüdischen Volke fand ich immer, daß es wenig Esel besitzt und diese verachtet."

„Das ist in der That wahr," rief Heine, „aber hören Sie doch, was uns dieser ernste Chronist vom Ursprung und von den Religionsgebräuchen der Hebräer erzählt. Es ist gar zu possierlich und wäre mir früher etwas davon zu Ohren gekommen, ich hätte gewiß ein Gedicht daraus geschaffen."

Er blätterte eine Weile in seinem Buche und fuhr dann im Stegreif übersetzend fort: „Als das Volk von Egypten," erzählt der Geschichtschreiber, „einst von einem bösartigen Aussatz, der den ganzen Leib ergriff, heimgesucht wurde, fragte der damals regierende König Bacchoris bei dem Orakel des Jupiter Ammon an, wie denn der Seuche Einhalt zu thun sei? Es wurde ihm befohlen, sein Königreich einfach von

den Aussätzigen zu säubern und diese in irgend einen fernen Erdstrich zu verbannen. Man veranstaltete eine genaue Visitation, trieb alle Aussätzigen zusammen und jagte sie in die Wüste. Als sie nun, schreibt Tacitus, durch ihre trostlose Lage in die größte Entmuthigung verfielen, ermahnte einer der Ausgetriebenen, Moses mit Namen, seine Leidensbrüder, weder von den Göttern, noch von den Menschen, die sie ja beide im Stich gelassen, Hilfe zu erwarten, sondern ihm zu folgen, der ihnen als ein Retter in der Noth gegeben worden sei. Moses Worte machten Eindruck und es folgten ihm alle, aber in der Wüste, ohne Speise und Trank, kamen sie dem Verschmachten nahe. Da plötzlich sehn sie in der Ferne einen Trupp wilder Esel, der einer bewaldeten Gegend zueilt. Moses gibt den Rath, diesen Thieren zu folgen und bald gelangt der Haufe der Unglücklichen an eine Quelle. Von diesem Tage an begann für sie ein besseres Loos.

Nachdem sie sechs Tage lang gewandert waren, gelangten sie am siebenten in ein Land, dessen Bewohner sie vertreiben, in dem sie sich niederlassen und Wohnungen und einen Tempel bauen."

„Aber dankbaren Gemüths vergaßen sie der Esel nicht, die sie auf eine glückliche Fährte gebracht hatten. Ein goldener Esel wurde als Heiligthum im Tempel aufgestellt. Zum Gedächtniß aber der schändlichen Krankheit, an der sie gelitten, enthielten die Juden sich fortan ewig des Schweinefleisches, weil auch das Schwein der Krankheit unterworfen ist, an der sie gelitten hatten."

Die Fülle des Wohlgefallens, mit welcher Heine diese Geschichte ablas, wollte nicht enden. Noch immer wiederholte er: „ein Esel im Tempel!" und schüttelte sich vor Lachen. „Haben Sie aber auch bemerkt," fuhr er fort, „welche Rolle der Esel in der heiligen Schrift spielt? Denken Sie an den Esel Bileams, an die Esel Sauls.

Auf einem Esel hält Christus seinen Einzug. Daumer hat nicht Unrecht, wenn er von einer Eselreligion der Juden spricht und nur das scheint mir unverschämt, daß er behauptet, überall wo die Esel aufträten, käme ein humanerer Geist in das starre Dogma. Die Humanität ist nie eine Sache der Esel gewesen."

„Diese Erzählung des Tacitus," erwiederte ich, „hat ihr Pikantes, aber ich möchte um keinen Preis jene andere Tradition aufgeben, die uns das zweite Buch Mosis von diesem Auszug entwirft. Welche Tragödie, durchzuckt von komischen Blitzen, wie sie in der Historie dieses Volks nie fehlen! Ists Ihnen nicht auch so? Immer wieder in dieser heiligen Chronik verwandelt sich das furchtbare Antlitz Jehovahs in die Züge des alten Bekannten vom Trödelmarkt, der auf Pfänder leiht, und so ist es auch hier."

„Sie meinen die Geschichte von dem Ausleihen der Juwelen und Geschirre?" fragte

Heine. „Ach ja, das ist eine gute alte Geschichte und sie ist seitdem bei manchem Wohnungswechsel wiederholt worden. Damit Pharao das Volk fortlasse, wird ihm gesagt, daß es nur einen Ausflug gelte, um ein Festopfer in der Wüste zu halten, und der Herr spricht zu Mose: „Ich will noch eine Plage über Pharao und Egypten ausgießen, darnach wird er euch lassen von hinnen und wird nicht allein alles lassen, sondern euch auch von hinnen treiben."

„So saget nun für dem Volke, daß ein Jeglicher von seinem Nächsten und eine Jegliche von ihrer Nächsten silberne und goldene Gefäße fordere, denn der Herr wird dem Volke Gnade geben im Egypterland."

Nun folgt die ärgste der Plagen, jede Erstgeburt im Lande Egypten soll sterben: von dem ersten Sohn Pharao an, der auf seinem Stuhl sitzet, bis auf den ersten Sohn der Magd, die

hinter der Mühle ist, und alle Erstgeburt unter dem Vieh.

Es geschieht. Zwei Wochen später geht der Herr um, die Egypter zu plagen.

„Und um Mitternacht schlug der Herr alle Erstgeburt im Egypterland, von dem ersten Sohn Pharaos, der auf seinem Stuhl saß, bis auf den ersten Sohn des Gefangenen im Gefängniß und alle Erstgeburt des Viehes."

„Da stand Pharao auf und alle seine Knechte in derselben Nacht, und alle Egypter und ward ein groß Geschrei in Egypten, denn es war kein Haus, da nicht ein Todter wäre."

„Und er forderte Mose und Aaron in der Nacht und sprach: Machet euch auf und ziehet aus von meinem Volk, ihr und die Kinder Israel, gehet hin und dienet dem Herrn, wie ihr gesagt habt."

„Und die Egypter drangen das Volk, daß sie

es eilends aus dem Lande trieben, denn sie sprachen, wir sind alle des Todes."

„Und die Kinder Israel hatten gethan, wie Moses gesagt hatte und von den Egyptern gefordert silberne und güldene Geräthe."

„Dazu hatte der Herr dem Volk Gnade gegeben für den Egyptern, daß sie ihnen leiheten und entwanden es den Egyptern."

„Also zogen aus die Kinder Israel von Raemses gen Suchoth, sechshunderttausend Mann zu Fuß, ohne die Kinder." (Mose II, 12.)

Mit lauter Stimme und etwas carrikirter Würde hatte Heine dieses Citat gelesen, nun legte er das schwarzgebundene Buch wieder auf seine alte Stelle, auf das Nachttischchen an seiner Seite. Eine Weile schwieg er, dann sagte er in natürlichem Tone, wie aus seinen Gedanken heraus:

„Es ist doch Unrecht, daß wir so spotten! Wenn Israel sich von Zeit zu Zeit durch kleine Gaunereien an seinen Bütteln rächt, — es nimmt

zur Entschädigung damit nur den millionsten Theil der Buße, die ihm gebührte! Seltsames Volk, das seit Jahrtausenden immer geschlagen wird, immer weint, immer duldet, fortwährend von seinem Gotte vergessen wird und doch so zäh und treu an ihm hängt, wie kein anderes unter der Sonne. O! wenn Märtyrerthum adelt und Geduld und Treue, Ausdauer im Unglück, so ist dieses Volk adlig vor vielen andern. Lesen wir doch die Geschichte des Mittelalters, dieser klassischen Zeit des verbündeten Pfaffen- und Ritterthums, es giebt kein Jahr darin, das für die Juden nicht bezeichnet wäre durch Foltern, Scheiterhaufen, Enthauptungen, Brandschatzungen und Massacres! Und zwar leiden die Juden unter den Anhängern Christi, den durch ihre Religion gebildeten, immer mehr als unter den rohesten und wildesten Völkern, Polen und Hungarn, Beduinen, Chazygen und Mongolen! O, es ist doch ein schönes Ding um die Religion der Liebe!

Wissen Sie wohl, daß in Rom, in der Metropole des Glaubens, zwei Jahrhunderte hindurch (von 1464 bis 1688) die Juden am letzten Carnevalstage nackt, nur mit einer Binde um die Lenden bekleidet, ein Wettrennen abhalten mußten zur Ergötzung des Pöbels? Wieder kommen hier die Armen mit jenen verhängnißvollen Thieren in Verbindung, es liefen nämlich: 1. die Esel, 2. die Juden, 3. die Büffel, 4. die Berberpferde: man stieg von den niedrigsten und verächtlichsten Thieren zu den edelsten empor .... Sie hören, mein lieber Meißner, wie ich fast in einem Athemzuge die Juden verspotte und bemitleide; sie scheinen mir aber auch in der That ebenso lächerlich als ehrwürdig zu sein. Ich konnte mich ihnen ausschließlich nicht opfern, wie z. B. Herr Gabriel Riesser und Andere, ich gehe in keiner Partei auf, mögen es Republikaner oder Patrioten, Christen oder Juden sein. Dieses habe ich mit allen Artisten gemein, welche nicht für enthusiastische

Momente schreiben, sondern für Jahrhunderte, nicht für ein Land nur, sondern für die Welt, nicht für einen Stamm, sondern für die Menschheit. Es wäre abgeschmackt und klein, wenn ich, wie man mir nachsagte, mich je geschämt hätte, ein Jude zu sein, aber es wäre ebenso lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre Einer. Wenn Sie meine Schriften aufmerksam durchblättern, so werden Sie manche Stellen finden, welche das hebräische Volk in Schutz nehmen, und wenn Sie nächstens wiederkommen, will ich Ihnen eine große Probe davon zeigen. Ich will Ihnen ein Gedicht, das ziemlich umfangreich ist und das erst in meiner nächsten Gedichtsammlung erscheint, vorlesen. Wie ich geboren bin, das Schlechte und Verlebte, Absurde, Falsche und Lächerliche einem ewigen Spotte preiszugeben, so ist es auch nur ein Zug meiner Natur, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern und das Lebendige zu feiern."

Heine hatte die letzten Worte tiefernst gesprochen und war nachdenklich geworden. Aber als sollte das Lächeln, das eine Zeitlang vertrieben war, immer wieder den gewohnten Platz um seinen Mund in Besitz nehmen, setzte er scherzend hinzu: „Wenn uns in diesen nächsten Tagen der kleine Weill besucht, so soll Ihnen, lieber Freund, auch noch eine andere Probe meiner Pietät für den uralten Mosaismus gegeben werden. Weill war ehedem Vorsänger in der Synagoge, er besitzt eine metallreiche Tenorstimme und trägt die alten Wüstengesänge Juda's in ihrer ursprünglichen Reinheit der Tradition, von ihrer ganzen monotonen Einfachheit an bis zu der vollen Höhe alttestamentlicher Coloratur vor. Meine gute Frau, die gar nicht ahnt, daß ich ein Jude bin, wundert sich nicht wenig, wenn sie dieses unerhörte musikalische Lamento, dies Tremoliren und Quinqueliren zu Ohren bekömmt. Als Weill seine erste Piece vortrug, verkroch sich der Pudel Minko

unter dem Sopha und Cocotte, der Papagei, wollte sich zwischen dem Käfiggitter erhängen. „Monsieur Weill! Monsieur Weill!“ rief Mathilde ängstlich, „treiben Sie doch nicht allemal den Spaß zu weit!“ Weill fuhr fort. Die Gute aber wendete sich an mich und fragte dringend: „Henri, sage mir, was sind das für Lieder?“ — „Es sind unsere deutschen Volksgesänge“ erwiederte ich; ich bin bei dieser Aussage hartnäckig verblieben.“

VI.

Es war dies die Zeit, wo man allgemein von Heine's Bekehrung sprach. Diese meinten, er kehre im Geiste zum Christenthum, jene, noch abentheuerlicher, behaupteten, er kehre zum Judenthum zurück. Ein paar Stellen in den Vorreden zu neuen Ausgaben seiner Bücher und der Umstand, daß die Bibel oft auf seinem Tische zu sehen war, gaben den Anlaß zu diesen Gerüchten.

Wir sprachen selten über diesen Punkt, doch schien es mir in der That, daß religiöse Gedanken Heine'n damals vielfach beschäftigten. Es konnte dies bei einem Geiste, wie der seinige war, nicht anders sein. Wenn die Sonne der Poesie

und der Lebensfreude zu verblassen anfängt an einem Horizonte und über einem Leben, in welchem sie ohnehin das einzige Positive waren, tritt das Mondlicht einer jenseitigen Glaubenswelt wieder hervor und beleuchtet mit unsicher zitterndem Scheine die öden Trümmer.

Aber ich fürchte, es erging Heine hierin wie mit allen andern Glaubensartikeln, die er im bunten Wechsel aufgriff, um mit ihnen zu spielen, und sie dann wieder bei Seite zu werfen. Mehr waren ihm die jenseitigen Gedanken damals noch nicht, als ein Amulet, oder eine rheumatische Kette, die ja auch ein Mensch versucht und braucht, der sonst nicht viel davon hält. Da ihm alle Aerzte nicht helfen können, läßt er nun die Quacksalber pfuschen; nur, um nichts unversucht gelassen zu haben.

Freilich! Wenn man auf einem jahrelangen Krankenbette liegt, ein unseliges Uebel frühschnell

unserer Thätigkeit ein Ende gemacht hat, da schweift die Phantasie gerne maßlos hinaus, und träumt gerne von einem zweiten Leben. Es ist überhaupt ein kolossaler, beinahe orientalisch-schwelgerischer Gedanke, man werde dereinst nicht nur dies Sandkorn, die Erde, sondern auch Sonne, Mond und den ganzen Sternenplunder überdauern, in Gottes Schooß aufgehoben den Untergang der Welt mit ansehen und dabei das Gefühl einer unzertrümmerbaren Persönlichkeit retten und bewahren können. Ewig, überirdisch, ein Wesen mit Flügeln werden, nachdem man hier sein Lebelang mühsam, vielleicht noch dazu mit kranken Gliedern und am Stocke wackelnd über die kleinen Unebenheiten dieses Erdballs kaum hinweggekonnt, das ist ein schöner, ein üppiger Gedanke, der Nonplusultra-Traum der egoistischen Persönlichkeit, und manchem kranken Gemüth mag er schon wohl gethan haben. So auch unserem Heine.

„Könnte ich doch nur mit Krücken ausgehn!“ seufzte er. „Wissen Sie, wohin ich ginge?“

„Nein!“ erwiederte ich.

„Geradenwegs in die Kirche!“

„Sie scherzen!“ warf ich ungläubig ein.

„Nein nein! gewiß! in die Kirche!“ antwortete Heine. „Und wohin soll man denn auch mit Krücken gehn? Freilich, wenn ich ohne Krücken ausgehn könnte, spazierte ich lieber über die lachenden Boulevards und würde den Ball Mabille mitmachen!“

Eine andere Anekdote ist nicht minder charakteristisch. Eines Morgens, als ich zu ihm kam, lächelte er mich von Weitem an. „Ich habe heute,“ sagte er, „einen besonders tröstlichen Traum gehabt, beinahe eine Vision. Mir war's, als ginge ich in der ersten Morgenfrühe über den Cimitière Montmartre, auf den ich mich auch einst bestatten lassen will und zwar darum, weil er geräuschlos ist und man dort viel weniger gestört wird, als

auf dem Pere la Chaise. Die Leichensteine erglänzten in der aufgehenden Sonne und siehe, vor jedem Steine stand ein Paar blank gewichster Schuhe, Stiefelchen oder Stiefeln, je nachdem die Schläfer da unten Frauen, Fräuleins oder Männer waren. Es war wie in einem großen Hotel, wo in aller Frühe der Hausknecht von Thür zu Thür gegangen, und das Schuhwerk besorglich und bescheiden hingestellt. Noch schlummerten sie alle unten in ihren Grüften, die blank gewichsten Stiefeln aber glänzten prächtig, wie von Engeln gewichst, und das ganze Bild schien zu sagen: Ja, wir werden Alle wieder aufstehen und einen neuen Lebenslauf beginnen."

So sah Heine damals als Betbruder aus.

VII.

Zu den Gestalten, die sich für den, der sich um Heine interessirt, zunächst um ihn gruppiren, gehört vor Allen seine Mutter.

Wir begegnen ihr zuerst im Buch der Lieder, wo ein paar recht wilder und trotziger Sonetten ihr gewidmet sind, dann auf's Rührendste erwähnt in dem Gedicht „Nachtgedanken", das unter den neuern Gedichten steht. Alle Welt kennt es:

> Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
> Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
> Ich kann nicht mehr die Augen schließen
> Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen —
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst,
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh ich, wie ihre Hand gezittert,
Und wie das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn,
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land,
Mit seinen Eichen, seinen Linden,
Werd' ich es immer wiederfinden!

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär'.
Das Vaterland wird nicht verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben!

— — — — — — — — — — — — —

Und so meinte ich auch, müsse es gekommen sein. Ich konnte mir nicht recht denken, daß die „alte Frau", zu der der Sohn im Winter 1844 die ereignißvolle Reise unternahm, die wir in jenem phantasievollen „Wintermährchen" beschrieben finden, noch am Dammthore wohne, im Zimmer, das er uns so treulich beschrieben. Damals, als er nach dreizehnjähriger Abwesenheit so unerwartet eintrat, schlug sie die Hände zusammen und rief:

Mein liebes Kind, wohl zehen Jahr
Verflossen unterdessen —
Du wirst gewiß recht hungrig sein,
Sag' an, was willst du essen?

Aber seitdem war abermals eine lange Zeit verflossen und „eine alte Frau kann sterben."

Um so mehr war ich erstaunt, als ich, eines Abends bei Heine eintretend, eben dazu kam, als er seinem Sekretär einen Brief diktirte und auf meine Frage, an wen er schreibe, erwiederte: an meine Mutter!

„So lebt sie noch," fragte ich, „die alte Frau, die am Dammthor wohnt?"

„Ach ja," sagte er, „zwar alt und krank und gebrechlich, doch noch immer das warme Mutterherz."

„Und Sie schreiben ihr oft?"

„Regelmäßig jeden Monat."

„Wie muß sie Ihres Zustandes wegen unglücklich sein!"

„Meines Zustandes wegen?" antwortete Heine. „O, was das betrifft, herrscht zwischen uns ein eigenthümliches Verhältniß. Meine Mutter hält mich für so wohl und gesund, als ich damals war, als ich sie zuletzt sah. Sie ist alt und liest keine Zeitung; die wenigen alten Freunde,

die sie besuchen, sind in ähnlicher Lage. Ich schreibe ihr oft, so gut ich's kann, in heiterer Laune, erzähle ihr von meiner Frau, sage ihr, wie gut ich es habe. Da es ihr auffällt, daß nur die Unterschrift von mir ist, und alles Uebrige von der Hand des Sekretärs, so heißt es immer, daß ich etwas Augenleiden habe, das bald vergehen werde, mich aber verhindere, selbst Alles zu schreiben. Und so ist sie glücklich. Daß übrigens ein Sohn so krank und elend werden kann, wie ich bin, das glaubt ohnehin keine Mutter."

Heine schwieg und ich sah mit bewegter Seele zu, wie er seinen, mit tröstlichem Bericht und erkünstelter Heiterkeit erfüllten Brief versiegeln und zur Post abgehen ließ.

Dieser Sohn, der auf langwierigem Marterbette mit frommem Betrug seine Mutter über seine Leiden täuscht und diese Mutter, die in der Abgeschlossenheit hohen, hohen Alters vermuthlich

sterben wird, ohne über den wahren Zustand ihres Sohnes die schreckliche Wahrheit zu erfahren — die außer ihr die ganze Welt kennt — sie sind in ihrem Verhältniß zu einander ein ganzes Gedicht!

VIII.

Man wird nun fragen: wie war Madame Heine? Wie war Heine's Ehe? Ich glaube darauf mit Bestimmtheit antworten zu können. Man kann der Ansicht sein, daß der Dichter anders hätte wählen sollen, aber man muß gestehen, daß seine Ehe eine eigenthümliche und poetische war.

Er hatte mit seiner Frau — Crescence Mathilde Mirat ist ihr vollständiger Name — mehrere Jahre gelebt, ohne mit ihr verheirathet zu sein. Es war eins jener Bündnisse, die in Paris so häufig vorkommen, daß sie in den Augen der Welt beinahe legitimirt sind und menages parisiens genannt werden. Unzählig sind — be-

sonders bei Künstlern — die Ehen dieser Art; die Geliebte genießt alle Rechte einer legitimirten Frau und nur die vertrautesten Freunde wissen, daß der kirchliche Segen und der bürgerliche Contrakt fehlt. Erst nach Jahren, meist wenn Kinder geboren werden und die Eltern noch enger an einander ketten, wird die kirchliche Sanction nachgeholt und man sagt dann mit Beranger, der in ähnlicher Art jahrelang mit seiner vielbesungenen Lisette lebte:

Ces deux epoux ont mis enfin
De l'eau beni dans leur vin.

Heine hatte keine Kinder, dafür trat ein anderer Anlaß ein, daß er die Ehe in strengster Form legitimirte. Es war das Duell mit Herrn S..... Damit Mathilde nicht unversorgt bleibe, damit seine Verwandten sie bedächten, wofern er auf dem Platze bliebe, heirathete er sie. Es mochte für den Verfasser der freien Liebe ein schwerer Schritt sein, er that ihn doch und unter eigen=

thümlicher Form. Er lud zur Hochzeit nur solche Freunde ein, die in ähnlichen Ehebündnissen lebten, um sie durch das Beispiel, das er gab, zu bewegen, auch wie er diesen allerletzten Schritt zu thun, ja nach der Tafel forderte er sie dazu in einer humoristischen Anrede auf. Es war eine Gesellschaft der geistreichsten Schriftsteller und Künstler, aber leider auch unverbesserlicher Junggesellen. Ich weiß nicht, ob ein Einziger, durch Heines Exempel und Rede gerührt, sich bekehrte.

Mathildens Gemüth war das naivste, das sich denken läßt und ihr Zeitvertreib der harmloseste. Mit ihrem Papagei plaudern, mit Paulinen, ihrer Gesellschafterin, täglich zu Wagen eine Promenade in den Champs elisées machen und dann erzählen, was sie gesehn — das war ihr Leben. Heine hatte einen wahren Horror vor der gelehrten und starkgeistigen Frau, dem Blaustrumpf und dem Verstandesweibe — Mathilde fesselte ihn durch ihr harmloses Geplauder, ihre

immer heitere Laune und ihr treffliches Herz. Sie hatte ein Krucifix und einen kleinen Jesus von Wachs in ihrem Zimmer und betete gern, wie sie von Hause aus gewohnt war. Heine störte sie nie in diesen Gebräuchen. „Sie ist ein Kind, ein ganzes Kind!“ pflegte er zu sagen — und hatte Recht.

Fortwährend neckte er sie und stellte sich, wenn sie dabei war, als ob er von ihren Grillen und Launen zu leiden hätte. Es ergötzte ihn dann ihr kleiner, aber rasch aufwallender Zorn, der nicht furchtbarer war, als der eines Kanarienvogels. Da gab es eine kleine possierliche Comödie, bis Mathilde ihr Mißverständniß merkte und Beide sich unter Lachen umarmten. „Ich werde,“ sagte er einst sehr ernsthaft, „nach meinem Tode Mathilden Alles, was ich besitze, hinterlassen, aber nur unter einer unabänderlichen Clausel.“

„Ach, wie kannst du von solchen Dingen reden!“ rief Mathilde.

„Was ist die Clausel?“ fragte ich.

„Daß sie sich ungesäumt wieder verheirathen muß.“

„Welche bizarre Idee!“

„Ja wohl,“ fuhr Heine fort, „du sollst einen Mann nehmen! So wird doch Jemand da sein, der einige Male des Tages meinen Hingang aufrichtig beklagt.“

Heine war nicht eifersüchtig und hatte gewiß auch keine Ursache es zu sein, aber er sah Mathilden doch nicht ohne Sorge allein in diesem Babel: Paris. Er entlud sich dieser Angst in Gedichten und in kurzen halberstickten Ausbrüchen. „Ach!“ seufzte er, „was kann ich thun! Ich muß jetzt Alles dem Schicksal und dem lieben Gott überlassen. Wie kann ich kranker Mann jetzt noch mit einer halben Million Männern concurriren?“

Manchmal steigerte sich diese Unruhe so, daß er klagte. „Ich war gestern,“ sagte er zu

einer Freundin, die ihn besuchte, „recht unruhig. Meine Frau war gegen zwei Uhr mit ihrer Toilette fertig geworden und ausgefahren. Sie hatte versprochen, um vier Uhr zurück zu sein. Es wird halb fünf, sie kommt nicht. Es wird halb sechs, sie kommt nicht. Es wird halb sieben, sie kommt noch immer nicht. Es wird acht Uhr, meine Sorge wächst. Sollte sie des kranken Mannes überdrüssig geworden und mit einem schlauen Verführer auf und davon gegangen sein? In meiner peinlichen Angst schicke ich die Wärterin in ihr Zimmer hinüber und lasse fragen, ob Cocotte, der Papagei, noch da ist. Ja, Cocotte ist noch da. Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich athme wieder. Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen."

Heine hatte in den letzten Jahren sogar zwei Wärterinnen nöthig, so viel gab es, beinahe ununterbrochen, bei dem Kranken zu thun. Es ist von selbst verständlich, daß die Hilfe seiner Frau

dadurch überflüssig wurde. Dessenungeachtet saß sie an seinem Lager, hielt seine Hand in der ihrigen, wachte bei ihm, verließ ihn nicht. Er aber, mitten in seinem Schmerz noch schelmisch, verklagte sie mit halbunterdrücktem Lächeln oft auf's Possierlichste.

„Ach was war das gestern für eine Nacht!" rief er eines Morgens. „Ich habe kein Auge zumachen können. Wir haben ein Unglück im Hause gehabt, die Katze ist vom Kamin herabgefallen und hat sich das rechte Ohr aufgeschunden. Sie hat sogar ein bischen geblutet. Da war der Jammer los, meine gute Mathilde ist aufgeblieben und hat der Katze die ganze Nacht hindurch kalte Umschläge aufgelegt. Meinethalben hat sie noch nie gewacht."

Und wie sein ironischer Geist nie ruhte, so war Heine, trotzdem er seine Frau liebte und von ihrer Treue überzeugt war, doch unerschöpflich in Erzählungen von der Unbeständigkeit und Un-

treue jener lieblichen Geschöpfe „die wir anbeten und die uns verrathen.“

„Heirathen Sie nie, lieber Meißner,“ sagte er mir einmal mit einem tiefen Seufzer. „Eine treue Frau ist die größte Seltenheit auf Erden und ist es von jeher gewesen. Die ältesten Schriftsteller führen uns schon erbauliche Historien zur Warnung an. Warum beachten wir sie so wenig? Kennen Sie die Geschichte vom König Pheron, dem Sohne Sesostris, dem Sohne Ramses? — es erzählt sie Herodot in seinem zweiten Buche, genannt Euterpe.“

„Erzählen Sie mir sie, wenn ich sie auch kennen sollte,“ erwiederte ich.

„Pheron, ein König von Aegypten,“ begann Heine, „war von den Göttern mit Blindheit geschlagen worden, weil er in den Strom des heiligen Nil einen Pfeil abgeschlossen hatte. Er wandte sich, um die Mittel seiner Heilung zu

erfragen, an die Orakel und erhielt die Antwort, daß er, um wieder sehend zu werden, sich die Augen mit dem Wasser einer Frau waschen solle, die zeitlebens ihrem Manne treu geblieben. Pheron that, wie ihm geboten, er wusch sich täglich mit dem Wasser einer Anderen, wusch sich zehn Jahre lang und blieb zehn Jahre blind. Er badete die Augen sogar im Wasser seiner eigenen Gemahlin, der Königin — er blieb blind. Da versammelte er die ungetreuen Weiber alle in der Stadt Erythrebolos und ließ sie verbrennen. Endlich sandte er hinaus in die Vorstädte, wo das ärgste Volk wohnte und man schickte ihm den Urin einer Tänzerin. Er hatte sich kaum damit die Augen gewaschen, als der Staar von ihm abfiel. Da weihte Pheron reiche Gaben den Göttern, er ließ auf dem Markte von Memphis einen Obelisk aufstellen, an hundert Fuß hoch und acht Fuß breit, aus einem Stücke. Die Tänzerin aber ernannte er zu seiner Gemahlin. Das

ist eine Geschichte, die ich nie ohne Wehmuth gelesen habe — wir denken ja so gut von den Sitten unserer Voreltern — und so oft ich über den Platz de la Concorde gegangen und den röthlichen Granit im Glanz der Abendsonne schimmern sah, fiel es mir bei: Du bist vielleicht der Stein, der gesetzt wurde von dem armen blinden König Pheron zum Ruhme und zum Andenken der einzigen Treuen, die er unter Tausenden gefunden!"

Aber dies waren nur Blitze einer mit Gegensätzen spielenden Natur oder vielmehr: ich glaube, Heine sah in seiner Frau selbst jenes Kind der Vorstädte, das er treuer erfunden als die ehrsamsten Bürgerdamen. Wenn ich Alles überblicke, Alles erwäge, möchte ich glauben, daß der Poet seine Mathilde mehr geliebt als jedes andere Wesen auf Erden. Auf seinem Krankenlager, unter den ärgsten Schmerzen, waren seine Gedanken fortwährend darauf gerichtet, ihre Ehre vor der Welt zu wahren und sie für den Rest ihrer Tage sicher

zu stellen. Es war sein ewiger Schmerz, daß er in den Tagen seines Glückes zu wenig gewirthschaftet und Nichts zurückgelegt und er suchte nach Kräften das Versäumte nachzuholen. Nur für sie strengte er noch seine letzten Kräfte zur Arbeit an und jeder Artikel seines Testaments giebt Zeugniß von einer Sorgfalt, die sich über das Grab hinaus erstreckte. Sie war seine Puppe, die er zierlich anzukleiden liebte, in Seide und Spitzen hüllte, die er gern mit dem Schönsten geschmückt hätte, was in Paris zu finden war. Er schickte sie spazieren, schickte sie in Theater und Concerte, lächelte so oft sie ihm entgegen kam und hatte für sie nur Bonmots und kosende Worte. An seinen Geistesprocessen hat sie nie Theil genommen, von seinen Kämpfen hat sie nie etwas gewußt, aber sie hat nur durch ihn gelebt und ist ihm zwanzig Jahre lang zur Seite gestanden. Er pflegte lachend zu sagen, daß sie nie eine Zeile von ihm gelesen. Man sollte glauben, es hätte

ihn verstimmen oder verletzen müssen, nein, es amusirte ihn nur!

Für Frau Mathilde war also Heine nicht der große Poet, der er der übrigen Welt war, er war ihr aber, was alle Welt läugnete, der beste, herzlichste, aufrichtigste Mann. Mit Thränen in den Augen hat sie mir oft, die lächelnde Französin, einzelne Züge ihres Henri erzählt, die der rührendste Beweis seltener Herzensgüte waren. Geistreiche Einfälle, Witze und geniale Streiche ihres Mannes hat sie sich nie gemerkt, sie wußte nichts dergleichen, es ging mit der Minute an ihr vorüber. Ueber ihn selbst wird sie heute eben so wenig zu erzählen wissen, wie ein Kind, das in seiner Nähe gelebt, aber sie wird sich unermeßlich allein, hilflos und verlassen fühlen und einzig in der Erinnerung leben.

IX.

Es kam die Zeit heran, von Paris zu scheiden. Es war ein heller, sommergleicher Tag im Spätherbst, ein hellblauer wolkenloser Himmel lag über der lachenden Stadt und dem Gewühl ihrer Gassen. Ich verließ mein Hotel im „Quartier der Lateiner" und schritt über den Pont neuf dahin, von dessen Höhe aus sich die Cité mit ihren Thürmen und Zinnen so phantastisch ausnimmt, wandelte den Quai entlang, unter dem der Strom mit tausend Lichtern glitzerte, und befand mich wieder im Tuilleriengarten, der mir mit seinen duftigen Blumenbeeten und Bassins, mit seinen schattigen Kastanienalleen und seinen marmornen Statuen so lieb und theuer geworden

war. Da wogte ein Gewühl von Menschen, schönen Herren und hübschen Damen; Kindermägde ließen sich von stattlichen Soldaten den Hof machen; kleine Mädchen schlugen Ballon, Knaben ließen kleine Schiffe auf der Wasserfläche des Bassins fahren, — es war das unendliche, stets erneuerte und nie versiegende Leben des Ortes und dazu blies der marmorne Pan die Schalmei, die er seit hundert Jahren trotz aller Revolutionen nie aus der Hand gegeben und Spartakus ballte, ein starrer Oppositionsmann, seine Faust gegen den Palast der Tuillerien.

Abermals ergriff mich die unendliche Schönheit dieses Ortes. Ich dachte der Personen, die ich so oft hier erwartet, der Freunde, mit denen ich so oft hier gewandelt, und mir ward weh zu Muthe. Ich sah hinauf zu dem hellblauen Himmel, der durch das Zelt der Kastanienbäume so lieblich herabschimmerte, aber er verdüsterte sich nicht, mich zu trösten.

Da schlug die Glocke vier und mahnte mich zur Eile. Ich erinnerte mich, daß ich in der Rue de Castiglione noch einen Landsmann zu besuchen habe, und schritt aus dem Garten hinaus.

Der Freund war nicht zu Hause. Hastig griff ich in der Loge des Portiers nach einem Blatt Papier und einer Feder, und schrieb ein paar Worte des Abschiedes. Als ich die Worte überlas, mußte ich lächeln. Ich hätte nicht anders schreiben können, wenn ich auf dem Punkte gestanden hätte, mir das Leben zu nehmen. „Es muß sein — ich scheide aus dieser herrlichen Welt,“ so ungefähr hatte ich geschrieben. Das ganze Lebewohl eines Sterbenden stand vor mir, und doch hatte ich, ohne einen Scherz im Sinne zu haben, nur geschrieben, wie mir um's Herz gewesen. — Die, welche in Paris gelebt hatten und dann plötzlich abreisen mußten, werden mich begreifen.

Mein letzter Gang war, die Rue de Milan hinan, zu Heinrich Heine. Ich fand ihn aufrecht

im Bette sitzend, beschäftigt, die lyrischen Gedichte des Romancero zu ordnen.

„Ich weiß, weshalb Sie kommen," sagte er, „Sie kommen, Abschied zu nehmen. Lassen Sie ihn kurz sein; jeder Abschied erschüttert jetzt meine Nerven. Wie werde ich allein sein, wenn Sie fort sind!"

„Wir werden uns wiedersehen," sagte ich.

„Ich glaube es kaum," erwiederte er. „Diese Vorrede des Todes hat nun schon zu lange gedauert. Sie kann nicht ewig währen, und mehrere Bände stark werden. Plötzlich, mitten in der spannendsten Periode wird mein Leben abbrechen, wie manches schöne Capitel in meinen Büchern. Leben Sie wohl! ich könnte Ihnen beinahe zürnen, daß Sie mich aus der gespensterhaften Ruhe gestört haben, in der ich liege, und in der ich meistens von der kommenden Stunde nur das weiß, daß ihrer vierundzwanzig einen Tag geben. Doch nein, seien Sie gedankt für die Stunden,

welche Sie an meinem Bette zugebracht haben, seien Sie innig gedankt! Ich werde nun wieder recht einsam sein."

Ich sah ihn an. Thränen standen in seinen Augen. Thränen in Heine's Augen — in den Augen des Mannes, den die Welt so oft als herzlos gescholten! Ich konnte nicht widerstehen, unbezwingbare Rührung ergriff mich — — — — — — — Ewig unvergeßlich steht dieser Augenblick vor meiner Seele. Ich faßte seine Hand und drückte sie fest.

„Möge das endlose Sterbelied des Schwans der Rue d'Amsterdam Sie nicht zuletzt gelangweilt haben!" flüsterte der Kranke und wandte sich ab.

Ich ging und wie die Bilder einer Phantasmagorie flogen die Menschen und Häuser an meinen aufgeregten Sinnen vorüber. —

Eine Stunde später saß ich in der Ecke des Eisenbahnwagens und sah mich mit Dampfes-

schnelle losgerissen von der Stadt, wo ich so glückliche Tage verbracht. O wie ein schadenfroher Dämon schnaubte und pustete die Locomotive, dies eherne Roß, das von Kohlen lebt und keine Ruhe kennt, das des Morgens im Süden aufbricht und des Nachts im Norden an der Krippe steht. Wenn es rastet, wie weit bin ich, wie fern!

Der Tag war, meiner Stimmung gemäß, plötzlich grau und trüb geworden, und lagernde Wolken am Horizont schienen böses Wetter bringen zu wollen. Paris, ein Meer von Zinnen und Thurmspitzen, verlor sich allmählich, nur die Ausläufer der Vorstadt umgaben mich, auf der Höhe des Montmartre drehten sich wie angstvoll die wirbelnden Windmühlflügel. Leb wohl! Leb wohl! —

Ja, „Lebe wohl!“ Ein so kurzes Wort thut Alles ab, alle peinlichen Zuckungen des Schmerzes, der Entsagung, der Muthlosigkeit!

O wie viele Lebewohl waren in diesem Einen enthalten! Lebewohl den Orten, wo ich so glücklich gewandelt, Lebewohl der Geliebten, für die ich mit allen Gedanken einer begeisterten Brust geschwärmt, Lebewohl dem letzten Stücke Jugend, Lebewohl so Vielem, das ich nie mehr wiedersehen und nie verschmerzen lernen werde! Ich halte meinen Schmerz an mich, doch jeder Ruck des Wagens hallt schmerzlich in meinem Gehirn wieder. Leb wohl!

Die Locomotive thut einen gellenden Schrei. St. Denis zeigt sich in der Ebene mit seinen Thürmen und verschwindet wieder, kaum gesehen! Ein anderer Pfiff! Nun kommt Enghien mit seinem lachenden Park und dem buschumsäumten See, auf dem ich in schwankender Gondel mit heiterer Gesellschaft das Ruder geführt. Das Auge schweift zu den wohlbekannten Hügeln empor; dort liegt Montmorency mit seinen anmuthigen Waldhöhen und seinen weißen Villas —

Noch einmal denke ich an Heine. Es war schön in seiner Villa Ombrosa, die allabendlich von Nachtigallen tönte. Aber das Dampfroß trägt mich vorbei. Leb wohl! Ich werfe mich, um nichts mehr zu sehen, was Erinnerung weckt, in die Ecke zurück, — ärger und ärger stöhnt und pustet das ehern dahinrollende Schicksal — — — ich glaube in ein Exil hineinzufahren.

Vierte Abtheilung.

1854.



I.

Ein langer Zwischenraum! Drei Jahre waren vergangen, seitdem ich an einem schönen Septembertag mit zerrissener Seele von Paris Abschied genommen. Ich hatte zwei Sommer im österreichischen Alpenlande und einen am Genfersee zugebracht und eine projektirte Tour nach Paris immer wieder verschoben.

Von Zeit zu Zeit erhielt ich einen Brief von Heine. Ich besitze viele dieser mir sehr kostbaren Blätter, kann mich aber nicht entschließen, sie bei Lebzeiten vollständig zu veröffentlichen. Die Angriffe auf die verschiedensten Persönlichkeiten, groß und nieder, berühmt und unberühmt, die Persiflage, in der sich der Dichter ergeht und die nicht selten über das Maß des bei uns Ge-

statteten und Gewohnten hinausgeht, würden dem Herausgeber, der eben genug Feinde hat, eine Drachensaat von Verfolgungen heraufbeschwören. Diese Briefe müssen, trotz der köstlichen Dinge, die sie enthalten, liegen bleiben. Nur zur Probe und mit zahlreichen Auslassungen, die bedeutend mehr betragen als der abgedruckte Text, lasse ich hier einen der mildesten folgen. Wieder muß ich zu meiner Betrübniß sagen, daß die besten Stellen aus Schonungsgefühl oder Gemüthlichkeit den Censurstrichen geopfert wurden.

Paris, 1. März 1852.

Liebster Meißner!

Ich danke Ihnen aus vollem Gemüthe für die viele liebevolle Theilnahme, die sich in Ihrem letzten Briefe ausspricht. Ich kann ihn heute nur in aller Kürze beantworten, da ich in einem Zustande bin, wo jedes Wort eine Anstrengung kostet. Es geht mir nämlich seit zwei Monaten

immer schlimmer und ich verliere sogar die Lust zu klagen. Ruhe ist mir in diesem Augenblicke die höchste Krankenpflicht und ich enthalte mich daher mancher Expektorationen, die solche gefährden könnten. Ich habe Ihr „Weib des Urias" bis auf diese Stunde noch nicht erhalten, werde aber dafür Sorge tragen, daß es mir baldmöglichst zu Handen komme, für die zwei Bändchen „Gedichte und Ziska" danke ich schönstens. Ich habe in beiden wieder viel Schönes gefunden, aber die neuen Gedichte habe ich nur zum Theil angehört, da mir Jemand beide Bändchen fast gewaltsam ablieh und nicht wieder zurückbrachte. Regle generale: Wenn man mir ein gutes Buch abborgt, kann ich dessen kaum je wieder habhaft werden, während man mir die mittelmäßigsten Bücher immer gewissenhaft zurückbringt. So habe ich z. B. Herrn — — Gedichtsammlung schon siebenmal verliehen und schon zum siebenten Male sind diese Vöglein wieder zu mir in ihr Nestchen

zurückgeflattert. Ich werde sie daher unter keiner Bedingung mehr verleihen, sondern nur verschenken. — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Ich bin neugierig auf Ihren Urias, um die Beklagnisse beurtheilen zu können, die man gegen Sie ausheckt. Wie die Sachen zusammenhängen, habe ich leicht begriffen, nachdem mir — — — — — — — einige Indicationen über die Personagen gegeben, die Sie mit ihrer Scheelsucht verfolgen. — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — Es ist in der That eine sehr bedenkliche Propaganda, der kein Mittel zu schmutzig erscheint .... Aber getrost! Solche Aergernisse werden Sie früher oder später überwinden und desto siegreicher aus dem Treffen hervorgehn. Ich habe mit noch weit schlimmeren Subjekten zu thun gehabt und wahrlich nicht diese haben mich zu Boden geworfen. „Jedes große Talent,"

schrieb mir einst der selige Wolf, „hat seine Laus“ und Sie wissen, wen er darunter meinte ... Ich hatte aber eigentlich zwei Läuse und die eine davon lebt noch ihr miserables Scheinleben. Sie, liebster Freund, haben noch etwas Schlimmeres als eine Laus, nämlich ein Paar fetter Wanzen, die in der bekannten Hausirerweise überall umherkriechen. — — — — — — — —

— — Lassen Sie sich nichts merken, Liebster, von dem, was ich Ihnen hier sage, es ist gut, daß Sie die Dinge wissen und es wird sich bei ruhigem Abwarten der Dinge schon Abhilfe finden. Nur Gelassenheit! Ich habe Ihnen ein großes Beispiel gegeben, folgen Sie mir auch hierin — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Wäre ich nur minder leidend, wie viel Erfreuliches würde sich bieten! Unbegreiflich ist es mir, daß ich in meinem jetzigen tiefsten Misere noch den Romancero schreiben konnte. Sie haben

Recht, wenn Sie sagen, daß seit Buchhändlergedenken kein Buch bei seinem Erscheinen und gar eine Gedichtsammlung ein solches Glück gemacht hat. Zwei Monate nach seinem Erscheinen war schon die vierte Auflage (sogar eine Stereotypausgabe) vergriffen und Campe gesteht mir, daß er nie unter 5—6000 Exemplaren bei jeder Auflage druckte. — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Und nun, liebster Freund, leben Sie wohl. Ich werde Ihnen bald wieder schreiben und Ihnen unumwunden meine Gedanken aussprechen, denn ich vertraue ganz Ihrer Diskretion. Bei meiner Frau sind Sie in heiterster Erinnerung und sie läßt Sie freundlichst grüßen. Ueber Politik schreibe ich Ihnen heute nichts und wie es hier aussieht, werden Ihnen die Lacunen der hiesigen Blätter beredsam genug melden.

Ihr Freund und Zeitgenosse

Heinrich Heine.

Es war im August 1854, als es mich wieder nach Paris und zwar beinahe nur Heine's wegen nach Paris trieb. Mein Aufenthalt konnte sich diesmal nicht lange erstrecken, denn er war gewissermaßen nur ein Seitensprung, den ich mir auf einer größern Reise erlaubte. Paris sah übrigens damals sehr düster aus. Alle Welt war an den Rhein, nach Baden-Baden und Homburg ausgewandert und die Zurückgebliebenen schienen merklich niedergedrückt von der Nähe der Cholera, die wie eine Miasmawolke von dem heißen Himmel Marseille's daherzog und über das unglückselige Arles immer höher und höher bis an die lachenden Ufer der Seine hinaufstrich.

Mein erster Gang am andern Morgen galt dem Hotel der britischen Gesandtschaft, wo mein Freund Odo Russell wohnte, der zweite Gang war zu Heine. Er wohnte noch immer Nr. 50 Rue d'Amsterdam in jenem fatalen Zimmer mit der Aussicht auf den Hof hinaus und in seine

Matrazengruft klang noch immer von drüben gedämpftes Pianofortegeklimper herüber. Jahr um Jahr war vergangen, die Elevinnen, die drüben sonst die Etuden von Czerny und Herz herabgeleiert, waren nun gewiß schon recht reife Jungfrauen geworden, und trugen nun die „Sehnsucht nach Kiew“ von Jules Schulhoff vor — die gereizten Nerven des Kranken mußten Tag für Tag die Entwicklungen ihrer Pianofertigkeit verfolgen — mit welcher Qual!

Er schien mir körperlich wenig verändert, aber nervös sehr gereizt. Gegen Meyerbeer war er vom heftigsten Aerger erfüllt. Die Ursache desselben ist mir nicht klar geworden, es schien mir jedoch sich damit so zu verhalten: Heine hatte ein paar Jahre zuvor ein Tanzpoem Faust geschrieben, das Berliner Theater hatte den Stoff fast ganz in Heine's Art und Zurechtlegung als „Satanella“ auf die Bühne gebracht. Der Dichter sah sich um seine Tantieme gebracht und schrieb

an den Generaldirektor, ihn zu seinem Rechte zu verhelfen. Meyerbeer konnte oder wollte nichts thun. Heine ergoß sich nun in Späßen über den Maestro und fügte endlich lachend hinzu: Dessenungeachtet ist Meyerbeer unsterblich — nämlich so lange er lebt — und auch auf ein paar Jahre darüber hinaus — für diese hat er vorausbezahlt."

Er beschäftigte sich damals eben eifrig mit der französischen Uebersetzung seiner Gedichte. Sie gab ihm viel zu thun. Der arme Gerard de Nerval war ihm bei dieser Thätigkeit zur Hand und brachte alle Vormittage ein paar Stunden an seinem Bette zu.

Heine hatte nämlich trotz seines langen Aufenthaltes in Frankreich das Französische nie vollkommen erlernt, wiewohl er alle Feinheiten dieser Sprache im Munde Anderer vollkommen zu würdigen verstand. Die Uebersetzungen, die er selbst zu Wege brachte, litten an einer gewissen Weitschweifigkeit und hatten deutsche Tournure. „Sie

können nicht glauben," sagte er, „wie schwer es den Deutschen fällt in diesen abgezirkelten, bestimmten, unverrückbaren Formen den deutschen Geist wiederzugeben. Meine eignen Lieder kommen mir in dieser Umbildung ganz fremd vor. Ich deutscher Waldvogel, gewohnt seine Wohnung aus dem buntesten und einfachsten Material zusammenzubauen — ich niste da in der Allongeperücke Voltaire's!

Heine war einsamer geworden. Der kleine Kreis von Freunden, der ihn früher umgab, hatte sich verringert. Die flammenäugige Elise kam nicht mehr — das Freundschaftsverhältniß war abgebrochen. In dem großen Hause, das Herr A...., der inzwischen Millionär geworden, führte, trafen sich, so hieß es, manche zweideutige Existenzen. Der Unternehmer eines Circus kann es nicht vermeiden, daß in seinen Salons dann und wann im Gewühl von Schriftstellern und dramatischen Künstlern auch ein Genie des gespann-

ten Seils, eine Tochter der Luft, oder eine Heroine der höheren Reitkunst erscheine, und Heine verbat sich den Umgang.

Ich fragte nach der kleinen Alice — das reizende Kind war gestorben. Ich fragte nach Mademoiselle Jenny — Boussillon hieß sie in unserem Kreise — sie war eine grande dame du quartier Breda, eine berühmte Cameliendame geworden — eine Cameliendame mit Pferd und Wagen, einer Loge in der komischen Oper und zwei Lakaien.

Heine langte nach den Papieren, die auf seinem Nachttischchen lagen und gab mir die dem ersten Bande der vermischten Schriften beigegebenen Gedichte zur Lektüre. Ich las:

Im Mai.

Die Freunde, die ich geküßt und geliebt,
Sie haben an mir das Schlimmste verübt,
Mein Herze bricht, doch droben die Sonne,
Lachend begrüßt sie den Monat der Wonne.

Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
Der lustige Vogelgesang erschallt,
Und Blumen und Mädchen, sie lächeln jungfräulich —
O schöne Welt, du bist abscheulich!

Da lob' ich mir den Orkus fast;
Dort kränkt uns nirgends ein schnöder Contrast,
Für leidende Herzen ist es viel besser
Dort unten am stygischen Nachtgewässer.

Sein melancholisches Geräusch,
Der Stymphaliden ödes Gekreisch,
Der Furien Singsang, so schrill und grell,
Dazwischen des Cerberus Gebell,

Das paßt verdrüßlich zu Unglück und Qual —
Im Schattenreich, im traurigen Thal,
In Proserpinen's verdammten Domänen
Ist Alles im Einklang mit unsern Thränen.

Hier oben aber — wie grausamlich —
Sonne und Rosen stechen mich!
Mich höhnt der Himmel, der bläulich und mailich —
O schöne Welt, du bist abscheulich!

Von Strophe zu Strophe hatte sich meine Bewegung gesteigert. Hier gelangte die Stimmung des Kranken zum entsetzlichsten Ausdruck. Ja, so war's. Draußen lag der Sonnenschein auf den Straßen, die Carossen fuhren nach dem Bois de Boulogne, die guten Freunde flanirten und hier lag einsam und elend der Unselige auf seinem Lager.

„Lesen Sie weiter," sprach Heine. „Hier finden sich auch religiöse Gedichte."

Ich las:

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypothesen,
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich und als Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig!

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?

„Das nennen Sie religiös?" fragte ich. „Ich nenne es atheistisch."

„Nein, nein, religiös, blasphemisch-religiös," erwiederte er lächelnd. „Da ist aber Eins, das ich besonders lieb habe; lesen Sie es laut, daß ich es noch einmal höre."

Ich las:

Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir Dein Brief,
Er zeigte blendend hell, wie tief
Mein Unglück ist, wie tief entsetzlich.

Selbst Dich ergreift ein Mitgefühl,
Dich, die in meines Lebens Wildniß
So schweigsam standest, wie ein Bildniß
So marmorschön und marmorkühl.

O Gott! wie muß ich elend sein!
Denn sie sogar beginnt zu sprechen,
Aus ihrem Auge Thränen brechen,
Der Stein sogar erbarmt sich mein!

Erschüttert hat mich, was ich sah!
Auch Du erbarm' Dich mein und spende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die schreckliche Tragödia.

Ich mußte inne halten. „Welche Gedichte sind das," rief ich, „welche Klänge! Nie noch haben Sie dergleichen geschrieben und ich habe noch nie dergleichen Töne gehört."

„Nicht wahr?" fragte Heine und richtete sich mit aller Mühe ein wenig auf seinem Kissen auf, indem er mit dem Zeigefinger seiner blassen, blut-

losen Hand das geschlossene Auge ein wenig öffnete — „nicht wahr? Ja, ich weiß es wohl, das ist schön, entsetzlich schön! Es ist eine Klage wie aus einem Grabe, da schreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab selbst. Ja ja, solche Töne hat die deutsche Lyrik noch nie vernommen und hat sie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in solch einer Lage war."

„Ein Ruf vom Jenseits liegt darin," antwortete ich, „ein Wehruf wie von den acherontischen Ufern, es ist der Sehnsuchtsschrei eines Schattens nach dem sonnigen Leben. Und es ist kein gewöhnlicher Todter, der heraufschreit, es klagt und jammert ein Lear! Die tiefste Schwermuth Ihrer gesunden Tage, ach, sie ist eine helle prachtvolle Mondnacht gegen diese sternenlose, noch nie von Licht durchschnittene Finsterniß!"

Ich fühlte es tief: das schreckliche Krankenlager hatte seine Natur auf eine tragische Höhe

gehoben, die ihm eigentlich gar nicht eigen war. Die Tortur der schweren physischen Leiden hatte seine Seele gewaltsam ausgedehnt und bis zu einer unheimlichen Tiefe durchbohrt. Heine bemerkte die Gefühle, die er in mir erweckt und wollte mich durch kleine Erzählungen und Erinnerungen aus alter Zeit erheitern. Aber jede größere Aufregung, jedes längere Gespräch rächte sich an ihm. Seine täglich wiederkehrenden Schmerzen ergriffen ihn plötzlich und streckten ihn regungslos hin. Leichenblaß und unbeweglich lag er da, als wäre sein Geist schon entflohen. Nur das über sein Gesicht oft blitzartig fahrende Zucken verrieth noch, daß er lebe — aber ein unsäglich gequältes Leben.

Von dem tiefsten Mitleid erfaßt, ich kann wohl sagen, zerrissen, sah ich eine Zeitlang stumm auf ihn, da aber sein Zustand sich nicht änderte, richtete ich ein paar Fragen an ihn, die er nicht beantwortete, nicht einmal zu hören schien.

Da wollte ich mich eben zur Thür hinausbegeben, um die eine der Wärterinnen herbeizurufen, aber Heine machte eine Bewegung mit dem Arm und ich blieb stehen, um zu erfahren, was er wolle. Er wiederholte diese Bewegung, die mir jedenfalls einen Wink geben sollte, ohne daß ich sie verstand.

Da machte Heine meinem Zweifel ein Ende, indem er auf das mühseligste ein „Bleiben Sie“ flüsterte. Sein Wille erzwang eher den Gehorsam von seiner Sprache, als von seinem Arm.

Fast eine halbe Stunde lang lag er in diesem Schmerzensanfall reglos da.

Ich erwähne dieser Scene, um ein Bild von einem Krankenlager zu geben, welches Tag für Tag solche Vorspiele des Todeskampfes darbot, um die Macht und Elasticität eines Geistes zu zeigen, der beinahe nur noch in den Trümmern eines Leibes wohnte. Bei ähnlichen Auftritten verweilen und sie in ihrer Gräßlichkeit ausmalen,

will ich nicht. Draußen war der hellste Tag, der blaueste Himmel; die lachende Sonne blickte durch's Fenster, das rege freudige Leben der Andern rauschte geräuschvoll vorüber. In meiner Seele klangen die Verse:

„O schöne Welt, du bist abscheulich!"

seltsam contrastirend nach.

II.

So hatte ich Heine bei meinem letzten Besuche gefunden. Sein Wesen stand in der letzten Phase seiner Entwickelung und war keiner Metamorphose und keiner Steigerung mehr fähig. Diejenigen, die ihn später gesehen, werden nichts Neues oder Anderes zu berichten haben.

Wie Hiob auf seinem Lager hingestreckt, stieß er die wildesten Klagen gegen den Himmel aus und schien im Zwiespalt mit der ganzen Natur zu liegen. Aber auch die Menschen vermehrten noch seine Qual und konnten ihn noch an einem Theile

seines Gemüthes verwunden, dem einzigen, der für den Schlag einer bewaffneten Hand noch empfindlich war. Ununterbrochene Angriffe erfolgten aus Deutschland auf seine Person und auf seine Werke, mit einer Wuth und einer Ausdauer geführt, wie er sie in den vorigen Tagen nie erlebt. Während in Frankreich sein Ansehen stieg und Nordamerika seine Muse zu schätzen begann, lästerte ihn Deutschland und würdigte ihn tief herab. Es war einen Augenblick lang, als wenn im Vaterlande seine ehemals so hochgefeierten Werke wie gemeine Börsenpapiere im Werthe zurückgehen sollten. Noch da und dort gab es ein deutsches Journal, das für ihn in die Schranken trat, aber auch diese Blätter verminderten sich von Tag zu Tage oder sie schlossen sich wenigstens durch ihr Verstummen der täglich wachsenden Macht der Verkennung an.

Dies Alles mußte den Kranken tief niederbeugen und hierzu trat noch das Gefühl, zu schwach

und alt geworden zu sein, um dem Feinde, der immer übermüthiger tobte, mit einem Heere entgegenzuziehen oder doch wenigstens einen der feindlichen Oberfeldherrn zu einem Zweikampf zu fordern, wie er es in ehemaligen Tagen zu thun gewohnt war.

Hier wird es am Platze sein, einige Worte über Heine's literarische Kriegsführung zu sagen, welcher so oft vorgeworfen wurde, daß sie von keinem ritterlichen Sinne, sondern von einem rohen und gemeinen Charakter zeuge. Diese Verleumdung auf das Haupt des Sängers der zartesten Liebeslieder geschleudert zu sehen, muß Verwunderung erregen. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Heine in vielen Fällen den Richter und Kläger in einer Person vereinigte und wo es Noth that, nicht anstand, auch als Henker zur Hand zu sein. Der lachende Ingrimm, mit welchem er bei dem Akt der Brandmarkung zu Werke ging, wurde nicht nur grausam, ja barbarisch ge-

funden, sondern er sollte sogar aus dem Kitzel einer teuflischen Natur hervorgegangen sein.

Jenes ingrimmige Gelächter ist aber nicht so diabolisch, als man glauben machen will; es ist nur zu sehr menschlich. Der Soldat steht auf der erstürmten Bastion über Leichen und schwenkt in wilder Freude des Triumphs die bluttriefende Waffe. Die Leiche, die er eben jetzt mit Füßen tritt, hätte im umgekehrten Falle als Sieger dasselbe gethan.

Daß aber Heine unter den größten Verläumdungen, den frechsten Unbilden, den unverschämtesten Verketzerungen gelitten, davon spricht man weniger. Wie kömmt das? Seine Gegner waren doch so boshaft und wüthend und ihre Zahl groß genug! Sie schrieben nur ephemere Blätter, die am Morgen die Welt sehen und des Abends zum Verpacken benutzt werden. Ihnen stand kein unsterblicher Griffel zu Gebote, um die Insulte in Marmor zu graben — verderblich

schön, kunstvoll vernichtend — in dem großen Style, den dieses Material verlangt.

Heine besaß diesen Griffel. Sollte er keinen Gebrauch von ihm machen, weil die Rekriminationen seiner Feinde nur dem flüchtigen Klatsch einer hämischen Minute glichen und es vorziehn, mit schweigender Verachtung seine Ehre zerfetzen, seine Schriften verlästern, seine Ueberzeugungen infamiren zu lassen? Dann, aber erst dann, hätte er seine Feinde verzehnfacht, nicht sie beschwichtigt, sie zur Vermessenheit getrieben, nicht von ihr zurückgehalten.

Heine hat Recht, wenn er sagt: „Es ist wahr, ich habe manchen gekratzt, manchen gebissen, ich war kein Lamm. Aber die gepriesensten Lämmer der Sanftmuth würden sich minder frömmig geberden, besäßen sie, wie ich, die Zähne und die Tatze des Tigers." Ihm waren diese furchtbaren Waffen angeboren, er gebrauchte sie zuweilen, aber zu seiner Ehre sei's gesagt und

nachdrücklich hervorgehoben, nur zur Vertheidigung und herausgefordert. Seine persönlichen Ausfälle waren nicht die Geburt einer kleinlichen Reizbarkeit, einer schmähsüchtigen Seele, nicht der Trieb zu scandalösen Auftritten, ja sogar nicht des Uebermuths im Bewußtsein solcher Angriffsmittel. Die Situation erzeugte sie, die Situation berief ihn zu seinem Amte.

Er wußte das und freute sich dessen.

Als ich ihn in jenen Sommertagen des Jahres 1854 zum letzten Male sah, sagte er:

„Wie lästern mich die Journale, was für ein miserabler Kerl bin ich nach diesen Artikeln, wie viel Mängel finden sie in meinen Werken! Geht es so fort, so werde ich bald gar nicht mehr unter die Poeten gerechnet werden! So geht es mir in jenem Deutschland, das ich so geliebt, während Frankreich nur Worte des Preises für mich hat, Nordamerika mich nachdruckt und Literaten

in Neu-York und Albany Vorlesungen über mich halten!“

Er hielt inne, ergriff dann meine Hand, drückte sie und fuhr fort: „Da eben erinnere ich mich, daß ich Ihnen dereinst für einen großen Freundschaftsdienst nur mit einigen Zeilen gedankt! Es hat mich gerührt und ich erkenne den Muth an, sich im Deutschland von 1854 so warm an meine Seite zu stellen in eben dem Augenblicke, wo alle Thiere des Waldes über den sterbenden Löwen herfallen. Ach! ich sah sogar den Esel X... vor meiner Höhle streifen, doch er schien mich nicht für marod genug zu halten, um mir einen Hufschlag zu versetzen und trollte sich fort, unsicher mit den Glotzaugen hin und her stierend — nur ein grotesk fürchterliches Gewieher entrang sich seiner zottigen Brust. Er ging — er schlich fort; vielleicht hat er gehört, daß selbst des todten Löwen Schatten manchem windigen Patron noch furchtbar werden wird ......“

Er zeigte auf ein Kästchen, das zu oberst auf einem Schranke gerade seinem Bette gegenüber stand und fuhr plötzlich neubelebt fort:

„Sehn Sie dahin! dort liegen meine Memoiren, darin sammle ich seit Jahren frazzenhafte Portraits, abschreckende Silhouetten. Manche wissen von dem Kästchen und zittern, daß ich es öffne und verhalten sich inzwischen in banger Erwartung still oder lassen wenigstens nur verstohlen durch nichtige Subjekte und literarische Handlanger den Krieg gegen mich führen. In diesem Kästchen liegt ein hoher, keineswegs der letzte meiner Triumphe. Meine Nerven lassen mich von Zeit zu Zeit noch in Ruhe, und da finde ich denn noch immer die Kraft, einem Marsyas nachzuspringen, ihn beim Kopf zu fassen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehn. Das entsetzliche Geschrei, das der Hallunke bei der Operation ausstößt, verbreitet sich im ganzen Walde und flößt seinen Kameraden einen heilsamen Respekt ein.

Ach! Wenn der Kerl nicht so erschrecklich schriee, es verlohnte sich wahrlich gar nicht der Mühe ihn zu schinden ... aber bis jetzt haben sie alle furchtbar geschrieen ....."

Er schmauste eine lange Zeit im Gedanken an die Erfolge seiner Angriffe. Endlich setzte er hinzu: „Ja, ja! Ich habe so manchen aufgeblasenen Frosch, manche perfide Schlange, manchen unausstehlichen Bandwurm, ja auch manche Mißgeburt gefangen, gepackt und in Spiritus aufbewahrt. Wen das Loos getroffen, der entkömmt nicht so leicht meinem Glase! Mich dauert Deutschland! Wie wird das Ungeziefer frech und unverschämt auf allen Tischen umherkriechen, wenn ich todt sein werde, ich, der große Vertilger"....

So konnte er hassen, tief, ingrimmig, mit einer Energie, wie ich sie bei keinem andern Menschen noch angetroffen, aber nur darum, weil er auch lieben konnte. Er hatte den Sinn des Hohen, Reinen und Idealen, aber von dem, was

er in Licht getaucht sah, löste sich die Mehrzahl der Menschen und der Institutionen grell abstechend in dunkler Farbe ab. Mattherzig gehn die Meisten, wenn sie auch das Böse und Schlechte sehn, daran vorbei, denn der Kampf ist gefährlich und sie scheuen ihn. In der That, wer nicht ein Riese ist, kann in dieser Welt kaum etwas Anderes thun, als schweigen und sich, so gut es geht, vor dem Bösen zu wahren suchen — Heine warf sich mitten drauf, unbekümmert um die Gefahr, selbst Bisse und Wunden davon zu tragen, denn sein Herz war groß und gut und muthig.

Ja, es sei gesagt: sein Herz war gut. Doch dieses Herz gehörte nur seinen Freunden, der Haß war für die Feinde. Dieses gute Element, das in ihm waltete, ergoß sich sogar auf gleichgiltige, ihm ganz fremde Menschen. Es genügte diesen, um sein Interesse zu wecken, nothdürftig, arm oder unglücklich zu sein. Zahllose Flüchtlinge haben seine wohlthätige Hand empfunden, ohne

daß er gefragt hätte, welcher Partei sie angehörten, wenn sie sogar aus einem Lager kamen, dessen Fahnen er verspottete und in dessen Reihen ihm feindliche Kämpfer nisteten; zu jeder Geldsammlung für irgend ein edles oder unverschuldetes Unglück steuerte er mit, beinahe mehr als seine Mittel es gestatteten und sagte dabei lächelnd und wie zur Entschuldigung: „Ich liebe von Zeit zu Zeit meine Visitenkarte bei dem lieben Herrgott abzugeben.“

Was mich betrifft, so denke ich mit gerührter Seele an die vielen Beweise freundschaftlicher Aufmerksamkeit, die mir seit Jahren von ihm zu Theil wurden. Als ich 1847 in Paris eine kurze Zeit lang an's Bett gefesselt war, kam er fast täglich zu mir, drei Treppen hinauf, wie schwer auch damals der Weg seinen Füßen fiel. Vier Tage vor seinem Tode noch erzeigte er mir einen Freundschaftsdienst unaufgefordert, still, ohne Ostentation. Vier Wochen nach seinem Tode erfuhr

ich die Sache durch ein zufälliges Zusammentreffen mit Taillandier in Prag.

Er ging hin — ich kann ihm dafür nicht einmal danken ....

III.

Es hängt, während ich dies schreibe, Heine's Portrait von Kietz gezeichnet über meinem Tische und da ich ein um's andere Mal hinaufsehe, ruft es mir den Todten, wie ich ihn zuletzt gesehn, mit beinahe wunderbarer Treue vor die Augen. Ja das ist er, der bei so viel Güte so grausam, bei so viel natürlicher Zartheit so wild und ausgelassen, bei so viel Witz und Laune so todestraurig sein konnte, der Dichter der Mondnächte, des Meers, der Nachtigallen und der blühenden Linden, der so gräßlich endete! So saß er, während Tausende im fernen Deutschland auf dem Kahne, vom Berg herab, vom Sims der Burgruine ins Thal herunter seine Lieder sangen —

Jahr um Jahr im Lehnstuhl, zu Tode traurig, bei dem vollsten Drang nach Lebensgenuß vom Leben abgeschnitten...

Es gibt mehrere Bilder von Heine. Ary Schefer, der große, sinnige Meister, mir doppelt werth, weil er so viel Liebe und Verständniß für deutsche Poesie besitzt, hat ihn in früherer Zeit gezeichnet, im Alter von dreiunddreißig Jahren ungefähr mit langem Haar, bartlos, ohne Halstuch — es ist ein schöner Kopf und es mag dies der Dichter des „Buchs der Lieder" sein, aber ich habe Heine so ganz anders aussehend gekannt, daß dies Portrait für mich keinen Werth hat. Es blickt mich fremd und unbekannt an. Aus Heine's Lazarustagen ist ein anderes Bild von Gleyre vorhanden, das zuerst in der Revue des deux Mondes erschien und später der französischen Ausgabe der Reisebilder beigefügt wurde. Es ist ähnlich, aber es befriedigt mich auch nicht. Heine ist hier nicht allein, nicht unbelauscht, er liegt

auf dem Paradebett vis-à-vis den zwei Welten. Wie er in Trauer versenkt in seinem Fauteuil zu sitzen pflegte, wenn ihn die Wärterin aus dem Bett gehoben, wie er da sann und träumte, bis ein neues Lied in seiner Seele aufging, so hat ihn Kietz aufgefaßt und es gebührt dem Künstler für sein sprechend ähnliches Bild der wärmste Dank.

Julius Campe, nicht nur Heine's Verleger, sondern auch einer seiner treuesten Freunde, veranlaßte die Zeichnung. Sein Wunsch war ein Oelbild von Heine zu besitzen und er bat ihn darum. Heine sagte, daß seine Jammergestalt dies nicht gestatte. Man sprach hin und her und Campe bemerkte, daß sich Heine's Züge, der ganze Kopf gegen früher veredelt hätten. „Veredelt?“ lächelte dieser. Campe wiederholte seine Aeußerung. „Können Sie mir für die Wahrheit Ihrer Worte die Hand geben?“ Es geschah. „Nun dann soll ein Maler das Bild in schwarzer Kreide liefern.“

Campe war bei den verschiedenen Sitzungen gegenwärtig, die Zeichnung entstand unter seinen Augen. Als der Kopf fertig auf dem Papier stand, brachte er ihn zu Frau Mathilde. Sie erschrak. „Er sieht ganz blind aus!“ sagte sie. Campe erwiederte, das sei nach der Natur. „Ist er nicht ähnlich?“ „Zum Erschrecken ähnlich,“ sagte sie, „aber ich möchte ihn mit offenen Augen gezeichnet haben. —“ „Gut, wir haben den Maler hier, er soll es versuchen, ob er Ihrem Wunsche genügen kann.“ Er machte den Versuch und ging, um den andern Tag das Bild zu vollenden. Abends traf ihn Campe wieder und bat ihn, das Bild mit den geschlossenen Augen für ihn fertig zu machen, das andere der Frau zu lassen. Als am andern Morgen die Arbeit fleißig fortgesetzt wurde, bat Heine: „Lassen Sie mich einmal die beiden Bilder vergleichen.“ Das mit den offenen Augen gab er gleich zurück. „Das ist eine Lüge,“ sagte er. Das andere betrachtete

er eine Weile und seufzte: „Ja, ja, das ist das wahre Bild unseres Herrn — er war ja auch ein Jude.“

So am Fenster, im Fauteuil, wie das Bild ihn zeigt, verbrachte Heine gewöhnlich den ganzen Vormittag. Die Mappe lag auf seinen Knieen und mit dem Bleistift auf einzelne Blätter schrieb er seine Verse und das der Welt noch unbekannte, mehrbändige Buch seiner Memoiren. Man muß nach seinem Tode ganze Stöße dieser Papiere aufgefunden haben, denn er schrieb weit, mit großen Buchstaben und nur auf eine Seite der Bogen. Alles ist von seiner Hand, Nichts wurde diktirt, außer Briefe, nur die Reinschrift besorgte der Sekretär. War der Kranke müde vom Arbeiten oder nicht in der Stimmung, machte Frau Mathilde die Vorleserin. Sie hat ihm ohne Ausnahme alle Romane Alexander Dumas' vorgelesen, denn Heine liebte und schätzte diesen fruchtbaren, lebendigen und erfindungsreichen Geist

und fand in seinen leichtgeschriebenen Büchern die ergötzlichste Zerstreuung. Aber viele seiner der Lektüre gewidmeten Stunden nahmen Werke ernsthafterer Gattung in Anspruch. Es waren keine solchen, die zu ihm als Künstler und Dichter in irgend einer Beziehung standen — man darf hier weder auf Kunstphilosophie noch Literaturgeschichte rathen — es waren Werke, die mit seinem Leiden in dem schrecklichsten Zusammenhange standen. Er hatte in den letzten Jahren die ganze Physiologie, Anatomie und Pathologie seiner Krankheit auf das Fleißigste studirt und die Schriften von Hesse, Albers, Andral und vornehmlich von Romberg waren ihm ganz geläufig geworden. Aber er war es gewohnt, auch hier seine Kenntnisse zu ironisiren. „Meine Studien," pflegte er zu sagen, „werden mir wohl nicht viel helfen. Ich werde höchstens im Himmel Vorlesungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie schlecht die Aerzte auf Erden die Rückenmarkserweichung ku-

riren.“ So hatte er auch einmal einem Besuche scherzend gesagt: „Meine Nerven sind so besonders zerrütteter Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden auf der Exposition die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten.“

Aussprüche, würdig eines humoristischen Ribera!

IV.

Ich habe nun über den Geist der Skepsis, der in unserem Dichter waltete, noch einige Worte zu sagen. Es ist wahr, Heine war ein negirender Geist, ein Zerstörungsgeist. Doch muß man sich bei dieser oft gebrauchten Bezeichnung erinnern, daß sie rein bildlich ist. Man kann wohl ein schönes Haus zerstören, ohne nach der Mühe, die man sich gegeben, etwas Anderes als einen Trümmerhaufen geschaffen zu haben; ganz anders verhält es sich mit der Zerstörung auf geistigem Gebiete. Da kann man keinen Begriff und keinen Gegenstand vernichten, ohne daß sich als sofortiger Austausch ein Anderes an die Stelle setzt, gleichwie man

an der Oberfläche eines See's, aus dem man mit einem Eimer geschöpft, kein Loch zurückläßt.

Wenn Heine spöttelt, daß er das halbe Fürstenthum Bückeburg an den Sohlen mit sich fortgetragen, negirt er die Kleinstaaterei und tastet Bestehendes an. In dieser Regirung aber drückt sich offenbar der Wunsch nach deutscher Einheit aus. Diese deutsche Einheit ist freilich ein Phantom, könnte aber gleichwohl etwas Reales und Positives werden. Wie in dem angeführten Beispiele, das die Politik berührt, verhält es sich mit seinen Sarkasmen auf philosophischem, religiösem, literarischem Gebiete. Ein positiver Inhalt ist überall involvirt und wo er nicht ausgesprochen scheint, wird er dem Leser von dem Zeitgeist soufflirt.

Heine's Schriften haben stets durch die seltene Sensation, die sie hervorriefen, bewiesen, daß sie Worte der Zeit enthielten. Sein reicher, großer Geist hat nie etwas ausgesprochen, was nicht tau-

send und tausend Menschen entweder gesagt oder auf den Lippen gehabt. Der Unterschied war nur dieser: die Anderen tauschten die Worte der Zeit nur gelegentlich in einem mehr und minder beschränkten Lebenskreise aus, Heine that es immer und überall mittelst der Presse an eine halbe Welt gerichtet. Die Zaubermacht der Farbe und die zu Schlagworten abgerundete Bildlichkeit seiner Aussprüche verändern nichts an ihrem Inhalte, sind aber die Quelle des unwiderstehlichen Reizes, den sie ausüben. Diese beiden künstlerischen Eigenschaften haben sogar jene, die das Gesagte vorher gewußt und vorher geschrieben, erfreut, wenn auch nur darum, weil sie sich damit ihrer eigenen banalen Phrase entledigen konnten und für sie die lebendige, sich frei bewegende Gestalt des Heineschen Ausdrucks geschenkt erhielten. So ist Heine, um mathematisch zu reden, einer der Exponenten des Jahrhunderts gewesen und sein Name wird in den Annalen deutscher Culturent-

wicklung für immer mit großen Schriftzügen eingezeichnet bleiben. In wie weit der gute, fortschrittsbefördernde, lichtvolle Einfluß seines gewaltsamen Geistes den nachtheiligen überrage, das ist freilich jetzt, mitten im Gewühl des fortdauernden Parteikampfs, äußerst schwer zu ermitteln.

Was aber eine ganze Zeit so mächtig und nachhaltig aufgeregt, muß ein lebendiges Princip in sich tragen. Die Wirkungen desselben, die zu Tage liegen, lassen sich wohl bezeichnen, aber, bevor sie ihre volle Thätigkeit nicht abgerollt, ist das Urtheil über sie fast unmöglich. Ein weitblickender Kopf sucht allerdings aus dem bekannten Resultate Schlüsse zu ziehn und Vorausberechnungen der wirkenden Kraft anzustellen, wie der Astronom, der einen Planeten entdeckt hat, aus dessen Entfernung und Beschaffenheit die Umlaufszeit bestimmt. Welche Abweichungen sich dabei ergeben werden, ist lediglich Sache einer langen, oft vieljährigen Beobachtung. Eine hochmüthige

Kritik freilich bringt ihren Wahrspruch schneller zu Wege.

Ich erinnere hier an den Philosophen von Ferney, der mit Heine wenig gemein hat, Eines aber in hohem Maße: nämlich das Lächeln. Zur Zeit seines Todes lauteten die Nekrologe seiner Bewunderer wie seiner Feinde ganz anders als nach der Revolution. Diese große Erschütterung belebte seinen Namen von Neuem und bei dem Brande des altfranzösischen Staates wurden seine Schriften erst im wahren Lichte gesehn. Die kritischen Größen aber, die seinen Nekrolog schrieben, würden vor dieser welthistorischen Thatsache nicht wenig in Harnisch gerathen sein, wenn ihnen Jemand den Vorwurf gemacht hätte, daß sie in Voltaire's Wesen und Bedeutung nicht sattsam eingeweiht gewesen ....

So wartet auch Heine's Genius, um Gerechtigkeit zu erfahren, auf den Umschlag der Weltstimmung. Er wird nicht ausbleiben.

Ich habe schon früher darauf hingedeutet, wie sich Heine's Wesen in den letzten Jahren eben durch die ganz unerhörten Qualen, die er auszustehen hatte, immer mehr erweiterte und vertiefte, ich habe nun Dem, was ich über die religiöse Richtung seines Geistes sagte, noch einige wenige Worte hinzuzufügen.

Es ist ganz wahr, daß Heine in der schrecklichen Isolirung, die ihm gegen das Ende seines Lebens zu Theil ward, in der durch Folter geschärften Zellenhaft seiner späteren Existenz sich viel mit der Gottes- und Unsterblichkeitsfrage beschäftigte. Das war keine Gaukelei des größten modernen Spötters, kein Versuch, noch dem Krankenbett und dem Tode eine Quelle des Witzes abzugewinnen. Die Größe einer solchen Frivolität paßt zu sehr zu einem so gearteten Wesen, als daß es nicht Leute gegeben haben sollte, die ihn eines solchen Spieles anklagten, aber nein — es war kein

Spiel, es war eine Reihe ernsthaftester Bekehrungsversuche, die er an sich selbst anstellte.

In den Tagen körperlicher Kraftfülle, wo es den Anschein hat, als habe das Leben kein Ende, wird man mit dem Glauben und der Metaphysik bald fertig. Auch Heine glaubte in dieser Hinsicht abgeschlossen zu haben und mit allen jenseitigen Gedanken im Reinen zu sein.

Als er aber auf das Krankenbett niedergeworfen lag, hilflos, gelähmt, halbblind, das Opfer endloser Schmerzen, die ihm zehnmal des Tags den Tod vor die Augen führten, da brach sich der Gedanke in ihm Bahn, daß das philosophische Ergebniß seines Atheismus doch wohl einer Revision, wenn nicht bedürftig, doch werth sein könne. Die religiöse Frage drängte sich ihm mit einer natürlichen Macht auf. Mit einem Fuße schon in das Grab gestiegen, schien er, ehe er den Tritt that, zu fragen: Wo trete ich hin? So kam Heine dahin, wieder an Gott zu denken. Der

Atheismus, wie er sich in den letzten Jahren in Deutschland systemhaft ausgebildet, war ihm zuwider. Eine Naturauffassung, die nicht nur keinen Platz für einen außerweltlichen Gott läßt, sondern auch einen innerweltlichen weltordnenden Verstand nicht annimmt, schien ihm flach und beinahe abgeschmackt. Diese Fragen bewegten ihn mehr als man es glauben sollte. Ist die Natur ohne ein innerlich zweckmäßig bildendes Princip denkbar? Wie kommen die Stoffe dazu, eine Welt zu bauen der kunstvollsten Organismen? Kann man durch Stoffverbindungen und Stoffmetamorphosen allein diese reiche und gestaltenvolle Welt erklären, in der Alles so wunderbar in einander greift, um sich zu ergänzen? Mußte nicht von jedem erschaffenen Dinge der Plan, der Urgedanke, die Idee in einem Geiste liegen, der früher da war, als die Dinge?

Und doch — welch ein Geist ist es, ein wie fremder, wie unbarmherziger, mit dem wir nir-

gends und nimmermehr in Verbindung treten können! Die Natur zerbricht des Einzelnen wegen nirgendwo ihre Ordnung, es giebt keine Geister, die Ereignisse aufzuhalten und das Gebet des Verzweifelnden ist nur ein Rufen, in dem er sich selbst berauscht!

Heine prüfte das Alles, es beschäftigte ihn fortwährend, seine ehemaligen Resultate schienen ihm unbefriedigend und das machte ihn zum Spötter über denselben Gegenstand, dessen Ernst ihm kurz zuvor Alles zu überwiegen schien. Es gelang ihm doch nicht, sich selbst zu bekehren. Er zweifelte wieder und lächelte; er leugnete wieder und erfand Witze. Sein Bruder Gustav besuchte ihn und sagte nach den ersten Begrüßungen: „Wie ich höre, bist du eine ganze Betschwester geworden.“ „Nein, nein, ich bin ein Betbruder geworden,“ gab der Leidende mit seinem gedehnten Klageton zur Antwort „und ich bete alle Tage zum lieben Gott, daß er dir, guter Bruder, bessere

politische Gesinnungen eingeben möge.“ Der Wiener Redakteur lachte und hob dann ernsthaft wieder an: „Aber an die Existenz eines höchsten Wesens glaubst du doch, lieber Heinrich?“ Der Kranke lächelte und antwortete: „Wenn es ein höchstes Wesen giebt, so ist es auch mit den vollkommensten Eigenschaften, mit Allwissenheit und Allmacht ausgestattet. Was kann es nun dieses große, allwissende, allmächtige Wesen kümmern, ob ein Mäuschen in der Rue d'Amsterdam an ihn glaubt oder nicht?“ So lag es in der Natur dieses Geistes, sich fortwährend an der Unfruchtbarkeit seiner Forschungen durch Spott zu rächen, wie empfindlich dieser auch sein Herz und dessen Hoffnungen traf!

Wenn wir nun Heine während seiner achtjährigen Krankheit, die an jedem kommenden Tag mit dem Tode zu enden drohte, betrachten, so zeigt sich an ihm eine moralische Kraft, die man ihm in seinen gesunden Tagen nimmermehr zuge-

traut hätte. Es überrascht uns ein Stoicismus im Ertragen der Schmerzen, der bei einer zarten und weichlich angelegten Organisation, welche nur für das Wohlleben und die Festmahle Epikur's geschaffen scheint, doppelt merkwürdig ist. Zeigt er sich hier als ein Glied des Volks, dem er angehört und bei dem auch der heftigste Lebenstrieb mit der erstaunlichsten Kraft des Duldens gepaart ist? Auch Juda duldet ohne Himmelshoffnung, was kein anderes Volk tragen würde! Doch nein, hier war mehr! Jede Pause seiner körperlichen Qualen benutzte er, um seiner Umgebung zuzulächeln und seinen Gast, wer es auch war, zu erheitern. Er nahm Antheil an Allem, was die Welt bewegte, er klagte nicht, er fiel Niemanden zur Last, er wies seine Lieben hinaus, wenn die Schmerzen kamen, er verzweifelte nicht. Wie ein Weltweiser im griechischen Sinne des Wortes ließ er geschehen, was der unabänderliche Rathschluß des Schicksals über ihn verhängt. Er schrieb Romanzen, Sa-

tyren, Balladen, verbesserte alte Auflagen, las Correkturen und richtete dabei Briefe an Freunde in allen Himmelsgegenden. Das that er krank, auf seinem Sterbebette! ...

Und wenn er doch dann und wann eine Klage ausstieß, so war sie flüchtig, kurz und unter dem Schlage des Schmerzes entfahren — sie glich gewissermaßen dem unwillkürlichen Zucken des Auges, gegen welches eine Hand fährt. Mir kam es oft vor, als wenn sein Geist zu stolz gewesen wäre, um einzugestehen, wie schmerzlich er vom Körper mitberührt werde.

Schön und höchst charakteristisch ist ein Brief, den er an Dumas gerichtet. Er schrieb ihn einige Monate vor seinem Tode. Ich weiß nicht, ob er auf Alle einen so mächtigen Eindruck ausüben wird, mir war bei seiner Lesung so weh zu Muth, daß mir die Thränen in die Augen traten. Er lautet:

Mein lieber Dumas!

„Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mich Ihre Artikel über Marie Dorval ergriffen haben. Diese Blätter haben Sie eher unter Thränen hervorgeschluchzt als geschrieben und mit einem fast grausamen Erbarmen erfüllt. Ich habe darüber Thränen vergießen müssen.

„Ich danke Ihnen für diese Thränen, oder besser gesagt, für diesen Vorwand, um zu weinen: denn das menschliche Herz, dieser hochmüthige Hund von einem Herzen, ist so beschaffen, daß es, wie erdrückt es sich fühlen mag, zuweilen lieber krepiren, als sich durch Thränen erleichtern möchte. Dieser Hund von einem hochmüthigen Herzen sollte doch immer froh sein, wenn es ihm gestattet ist, seine eigenen Schmerzen durch Thränen zu dämpfen und dabei den Anschein zu haben, als weine es über das Unglück seiner Mitmenschen.“

„Ich danke Ihnen also für die rührenden Blätter über Marie Dorval."

Freilich in seinen letzten Gedichten entfährt ihm oft eine an den Himmel pochende Klage, ein verzweifelter Ausruf. Die Thränen über sein Unglück scheinen in Strömen zu fließen. Aber das ist kaum ein persönlicher Aufschrei mehr zu zu nennen. Der gefesselte, der Furchtbares leidende Prometheus ist es nicht, aus dessen Munde die Klagen entströmen und aus dessen Augen die Thräne quillt. Prometheus leidet muthig und trotzt ruhig, er rührt kaum die Fesseln, daß man die Schmach seiner Haft an ihrem Geklirre nicht vernehme. Es sind die Oceaniden, welche, aus dem Meeresgrunde hervortauchend, den Gefangenen beweinen. Die Klagen, der verzweifelnde Aufschrei, die Thränen sind Lieder der Meergöttinnen....

Welcher Abstand, welcher Wechsel, welch ein Hohn, Heine auf dem Krankenbette schreiben

zu sehen! In der Zeit seiner blühenden Lebenskraft hatte er auf einem Rosenlager gedichtet, der Gott der Liebe saß zu seiner linken, der rebenbekränzte Gott der Begeisterung zu seiner rechten Seite. Wie war das Ende dieses poesievollen Trimalchion! — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

V.

Seit jenen Tagen des Augusts 1854 sah ich Heine nicht mehr, doch ich erhielt noch immer Zeichen, daß er mich nicht vergessen. Ein paar Monate später ließ er mir die „Vermischten Schriften“ zukommen, später zur Ergötzung einen Brief an Alexander Dumas, einen deutschen Flüchtling betreffend, endlich seine Vorrede zur „Allemagne,“ in welcher er meiner gedacht. Auf diese letzte Zusendung blieb ich ihm sogar den Dank schuldig, so schmerzhaft hatten mich diese Zeilen übergroßen Lobes berührt. Ich konnte nur schweigen und beschämt die Stirn senken. Der theure große Geist! Er hatte mich vor sich gesehen, wie er

mich sehen wollte, der erste Eindruck, den der junge, vom Glücke getragene Mensch, der in seinem Uebermuthe kein Ziel für unerreichbar hielt, in ihm zurückgelassen, war fortgewachsen und er hatte ihm Worte gegeben. Ich darf sie als nichts Anderes nehmen, als für ein Zeichen, daß das Freundschaftsgefühl, das ich für Heine getragen, eine Erwiederung in seinem Herzen gehabt.

Inzwischen hatte der Kranke seine Wohnung gewechselt und ein Quartier in den Champs elisées, Avenue Matignon N. 3 bezogen, ein freundliches Haus, unfern vom Palais Bourbon. Hier fand er, was er so lange gesucht, Sonnenlicht, frische Luft, die Aussicht ins Grüne; dabei war die Wohnung so gelegen, daß der Friede des Krankenzimmers nicht allzusehr durch den Lärm der heerweise auf- und abgehenden Spaziergänger und die unaufhörlich dem Arc de l'Etoile zubrausenden Carossen gestört wurde. Heine konnte an

sonnigen und windstillen Tagen, um Luft zu schöpfen, auf den Balkon hinausgetragen werden. Er schrieb mir voll Freude über diesen Wohnungswechsel und ich trug mich den ganzen Winter über mit dem Gedanken und der Hoffnung, daß ich ihn im kommenden Frühjahr dort wiedersehn solle. Man war durch die lange Dauer der Krankheit beinahe gewohnt worden, zu denken, daß dies Halbleben sich so noch auf lange hinaus fortfristen lassen könne. O Eitelkeit menschlicher Pläne! Wenn ich wieder einmal nach Paris komme, werde ich ihn wirklich in einer neuen Wohnung besuchen — aber auf dem Montmartre!....

Abermals war die Einsamkeit um ihn herum gewachsen, er selbst empfand, daß seine Agonie zu lange daure und das kostbare Mitleid der Zeitgenossen sich in der Länge der Zeit verflüchtige. Er verlor sogar seinen Schwalbenvater *), der

*) Zwei in einem frühern Capitel angeführte Witzworte Heine's über den „Schwalbenvater" sind, da sie

ihn so oft ergötzt hatte. Französische Freunde von ehemals traten oft ein halbes Jahr lang nicht vor. In einer Stadt der Freuden wie Paris es ist, wer mag da viel an ein Krankenbett denken, in gesperrte Luft treten, die Pein und das Elend eines solchen Menschenlebens anschauen? Nur ein Weib hält es da auf die Länge aus, eine Mutter, eine Gattin, eine Geliebte, aber kein Freund, am wenigsten ein Franzose! Als Berlioz eines Tages gemeldet wurde, rief der Arme sich hastig aufrichtend: „Was? Jemand besucht mich? Berlioz bleibt doch immer originell!" Welche Bitterkeit, welcher Schmerz der Verlassenheit, welcher Vorwurf gegen die Menschen liegt in dieser lächelnden Aeußerung!

Es war um diese Zeit, wenige Monate vor

---

von Mund zu Munde gingen, auf einen deutschen Poeten L. W. bezogen worden. Mit Unrecht. Ich habe mit dem „Schwalbenvater" eine ganz andere Persönlichkeit im Auge.

seinem Tode, als ein Zufall in Heine's Haus ein Fräulein führte, welches seit frühester Jugend für ihn begeistert war. Heine fand Gefallen an dem Mädchen von seltener geistigen Anlage, in dessen anmuthigem Wesen sich der französische Esprit mit deutscher Innerlichkeit in reizender Weise verband. Er bat sie den Besuch zu wiederholen. Sie kam wieder und der Kranke konnte endlich ohne sie kaum einen Tag bestehen. Wohl an hundert Blätter liegen von Heine's Hand mit Bleistift geschrieben vor mir, die er aus der Einsamkeit seines Krankenzimmers an das Mädchen sandte, um die beinahe Unentbehrliche herbeizurufen. So wie der Gefangene das Vögelchen liebt, das am Simse seines Fensters zu sitzen pflegt und es zärtlich füttert, um es bald wieder herbeizulocken und ihm die Stelle angenehm zu machen, damit es den grünen luftigen Wald von Zeit zu Zeit vergesse, so überhäuft auch Heine seine Freundin und Gesellschafterin mit kleinen Ge-

schenken, welche sinnvoll sein Wohlwollen in hundert Gestalten ausdrücken, und strengt beinahe täglich seine des Schreibens kaum fähige Hand an, kleine Brieschen hinzuwerfen, die unaufhörlich mit flehenden Schmeichelstimmen zu neuen Besuchen auffordern. Sieht man die großen, zierlichen, edeln Schriftzüge, so kann man es kaum glauben, daß sie von der welken Hand eines gebrochenen Organismus herrühren, und liest man den Sinn, den sie verdollmetschen, so kann man sich über die tiefe, unausrottbare Lebensenergie nicht genug wundern. Wir hören darin die zartesten Sehnsuchtsworte von ehemals und die süßesten Schmeichellaute, den bekannten Spott von der Neckerei an bis zum blasphemischen Ingrimm, die Klagerufe nach der Jugend, nach dem Genusse, nach dem Leben. Dies Alles hüllt sich in eine finstere Atmosphäre der Melancholie, aus welcher auch zuweilen wie Blitze die Flüche der Verzweiflung hervorfahren.

Diese Briefe werden nie die Oeffentlichkeit sehn, der Name des Mädchens selbst ist ein Geheimniß. Ein bizarrer Zufall führte mich erst nach Heine's Tode mit deren Besitzerin zusammen; wenn man es einen Zufall nennen kann, eine Bekanntschaft, die seit neun Jahren in den Wogen des Lebens untergegangen zu sein schien, zu erneuern. Es war mir vergönnt, einen Blick in diesen Schatz zu werfen, der sogar zahlreiche Gedichte enthält und ich theile hier ein paar der Briefe mit, welche mir mit Erlaubniß der Veröffentlichung mitgetheilt wurden.

Ein Blatt vom November 1855 lautet:

Liebste holde Freundin!

Ich danke für die süßherzlichen Zeilen — bin froh, daß Sie wohl sind — ich leider bin immer sehr krank, schwach und unwirsch, manchmal bis zu Thränen über den geringsten Schicksalsschabernack affizirt. — Jeder Kranke ist eine Ga-

nasche. Ungern lasse ich mich in solchem miserablen Zustande sehen, aber die liebe mouche muß ich dennoch sumsen hören. Komm Du bald — sobald Ew. Wohlgeboren nur wollen — sobald als möglich, komm mein theures, liebes Schwabengesicht — das Gedicht habe ich aufgekritzelt — pure Charenton-Poesie — der Verrückte an eine Verrückte.

H. H.

Wenige Tage später:

Mittwoch 3 Uhr.

Liebste Seele!

Bin sehr elend. Hustete schrecklich 24 Stunden lang; daher heute Kopfschmerz, wahrscheinlich auch morgen — deshalb bitte ich die Süßeste, statt Morgen (Donnerstag) lieber Freitag zu mir zu kommen. Bis dahin muß ich lungern. Mein Serinsky *) hat für die ganze Woche sich krank

---

*) Damit ist Heine's letzter Sekretär gemeint.

melden lassen. Welche unbehagliche Mißstände! Ich werde fast wahnsinnig vor Aerger, Schmerz und Ungeduld. Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelt, bei der Thierquäler=gesellschaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dero Wahnsinniger H. H.

Am 1. Januar, Heine's eigenem Geburtstag, schreibt er an die Freundin:

Liebes Kind!

Ich gratulire Dir zum neuen Jahre und schicke Dir anbei eine Schachtel Chokolade — die wenigstens de bon gout ist. Ich weiß sehr gut, daß es dir nicht ganz recht ist, wenn ich dergleichen Convenienzen beobachte, aber es geschieht auch unserer äußeren Umgebung wegen, die in der Nichtbeobachtung der üblichen Aufmerksamkeit einen Mangel an wechselseitigem Estime sehen würde. Ich liebe Dich so sehr, daß ich für meine

Person gar nicht nöthig hätte, Dich zu estimiren. Du bist meine liebe Mouche und ich fühle minder meine Schmerzen, wenn ich an Deine Zierlichkeit, an die Anmuth Deines Geistes denke. Leider kann ich nichts für Dich thun, als Dir solche Worte, „gemünzte Luft“ sagen. Meine besten Wünsche zum neuen Jahre, ich spreche sie nicht aus — Worte!

Ich bin vielleicht morgen im Stande, meine Mouche zu sehen, dann lasse ich es ihr wissen. Jedenfalls aber kommt sie übermorgen zu Ihrem Nebukadnedzar II.,

ehemaliger preuß. Atheist, jetzt Lotosblumenanbeter.

Eines aus den ersten Tagen des Januar 1856 lautet:

Liebste Mouche!

Ich bin sehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlied meines rechten Auges fällt zu und ich kann fast nicht mehr schreiben. Aber ich liebe Dich sehr und denke an Dich, Du Süßeste! Die Novelle hat mich gar nicht

ennüyirt und giebt gute Hoffnungen für die Zukunft, Du bist nicht so dumm, als Du aussiehst! Zierlich bist Du über alle Maaßen und daran erfreut sich mein Sinn. Werde ich Dich morgen sehen? Eine weinerliche Verstimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt spasmatisch. Diese baillements sind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt!

Tiefster Jammer, dein Name ist

H. Heine.

Ein letztes Billet, ungefähr vier Wochen vor seinem Tode geschrieben, ist ganz kurz.

Liebste Freundin!

Ich stecke noch immer in meinem Kopfschmerz, der vielleicht erst morgen endigt, so daß ich die Liebliche erst übermorgen sehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint. Leb wohl. H.

Ich breche ab, meine Auswahl ist durch Verhältnisse beschränkt und ich weiß nicht, ob diese oft rührenden, oft entsetzlichen Klagerufe dem Leser, der Heine weniger liebte, nicht monoton scheinen. Ich füge nur noch ein Gedicht hinzu, das weder der Form noch dem Inhalte nach neu oder bedeutend genannt werden kann, dem aber die Zeit, in der es geschrieben wurde, bei allen Jenen, die Heine's Muse verehren, einen unbestreitbaren Werth ertheilt. Dieses Gedicht ist sein letztes und wohl nur zwei oder drei Wochen vor seinem Tode entstanden. Wehmüthig war mir zu Muthe, als ich das Brouillon durchflog und die großen, zierlichen, edlen, mit Bleistift geschriebenen Buchstaben wiederfand. Es war ja die letzte Bewegung seiner Hand auf dem Papiere und diese scheint noch so stark, ja in manchen Zügen muthwillig, als wäre es noch gar weit bis zum Tode! Das Gedicht selbst ist gleichsam ein Ueberblick über Heine's ganze dichterische Thätigkeit. Er

deutet noch einmal alle seine Lieblingsgestalten mit einigen Pinselstrichen an, verweilt noch einmal bei den bedeutendsten Wendepunkten seiner Laufbahn und beschließt seine Gesänge von ehemals mit seinem letzten in ihm noch lebenden Leide, mit seiner jetzigen trostlosen Liebe, — seiner Schattenliebe.

Es trägt den Titel „für die Mouche" und lautet:

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur hie und da, mit dorisch=ernstem Knauf,
Hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule,
Und schaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob sie spotte seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer mit Sculpturen,
Wo Mensch und Thier vermischt, Centaur und Sphynx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es steht ein offner Marmorsarkophag
Ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
Ein todter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten sieht man ebenfalls
Viel basrelief gemeiselte Gestalten.

Hier sieht man des Olympos Herrlichkeit
Mit seinen lüderlichen Heidengöttern,
Adam und Eva stehn dabei, sind beid'
Versehn mit keuschem Schurz von Feigenblättern.

Hier sieht man Troja's Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor sah man,
Moses und Aaron gleich daneben stand,
Auch Esther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu sehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto, Proserpina und Merkur,
Gott Bachus und Priapus und Silenus.

Daneben stand der Esel Balaams
— Der Esel war zum Sprechen gut getroffen —
Dort sah man auch die Prüfung Abrahams
Und Loth, der mit den Töchtern sich besoffen.

Hier war zu schau'n der Tanz Herodias,
Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüssel,
Die Hölle sah man hier und Satanas,
Und Petrus mit dem großen Himmelsschlüssel.

Abwechselnd wieder sah man hier sculpirt
Des geilen Jovis Brunst und Frevelthaten,
Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
Die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu sehn Diana's wilde Jagd,
Ihr folgen hochgeschürzte Nymphen, Doggen,
Hier sah man Herkules in Frauentracht,
Die Spindel drehend hält sein Arm den Rocken.

Daneben ist der Sinai zu sehn,
Am Berg steht Israel mit seinen Ochsen,
Man schaut den Herrn als Kind im Tempel stehn
Und disputiren mit den Orthodoxen.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke
Judäa's! Und in Arabeskenart
Um beide schlingt der Epheu seine Ranke.

Doch wunderbar! Derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
Der todte Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
Stand eine Blume, räthselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum' der Passion
Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
Als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
Und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugniß, heißt es, gebe diese Blum',
Und alle Marterinstrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
Sie trüge sie abconterfeit im Kelche.

Ja, alle Requisiten der Passion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beispiel: Geisel, Stricke, Dornenkron',
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand,
Küßt Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Doch Zauberei des Traumes! Seltsamlich,
Die Blum' der Passion, die schwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildniß sich,
Und das ist Sie — die Liebste, ja, Dieselbe!

Du warst die Blume, Du geliebtes Kind,
An Deinen Küssen mußt' ich Dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig Dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was Du verschwiegen dachtest im Gemüthe —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag' es niemals, ach!
Den Glühwurm frag', was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag', was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag', was sie duften, Nachtviol' und Rosen,
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Todter kosen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
In meiner schlummerkühlen Marmortruhe
Den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungestörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
Nur du kannst uns die beste Wollust geben,
Den Krampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh,
Giebt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es schwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben;
Es war ein scheltend, stampfend wüster Streit,
Ach, meine Blum' verscheuchte dieses Toben!

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Gekeife, ein Gekläffe,
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' —
Es waren meines Grabmals Basreliefe.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und disputiren diese Marmorschemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
Wetteifert wild mit Mosis Anathemen!

O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partei'n, Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, schimpfte! gar kein Ende nahm's
Mit dieser Controverse, der langweil'gen,
Da war zumal der Esel Balaams,
Der überschrie die Götter und die Heil'gen!

Mit diesem I-a, I-a, dem Gewieh'r,
Dem schluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
Mich zur Verzweiflung schier das dumme Thier,
Ich selbst zuletzt schrie auf — und ich erwachte.

Als Heine diese Verse schrieb, glaubte er selbst nicht, daß schon der Tod an seine Thür poche, ja sogar sein Arzt hoffte den Kranken noch länger hinaus zu erhalten. Da unterbrach den gewohnten, gleichmäßig leidensvollen Krankheitszustand ein heftiges Unwohlsein und zerstörte auf eine unerwartete Weise den so lange fast nur künstlich zusammengehaltenen Organismus. Wohl nicht mit Unrecht sagt ein englischer Arzt: man stirbt nicht an dem Uebel, wegen welchem man krank darnieder liegt, sondern an der Schwäche

der Natur, das Uebel nicht bestehen zu können. Es war weder das Leiden der Nerven, noch das des Rückenmarks, an welchem Heine endete, eine unter anderen Verhältnissen ganz unbedeutende Indigestion brachte ihn um.

Drei Tage hielt ein nicht zu stillendes Erbrechen an und es ward bald für Niemand aus seiner Umgebung zweifelhaft, daß Heine diesmal unterliegen müsse. Die ungeheuren Dosen Morphium, die er allmälig zu nehmen gewohnt worden, hatten ihm wohl sonst ähnliche Zustände bereitet, doch noch nie so heftige und anhaltende. Dennoch trotzte er und hoffte, er würde auch aus diesem Kampfe noch lebend hervorgehen. Er setzte ein neues Testament auf, ohne es jedoch über den ersten Paragraph hinaus zu bringen und blieb fortwährend bei vollem Bewußtsein. Ja, der Witz sogar verließ ihn nie. Einige Stunden vor seinem Ende stürzte ein Bekannter in sein Zimmer, um ihn noch zu sehen. Gleich nach seinem Eintreten rich-

tete er an Heine die Frage, wie er mit Gott stehe. Heine erwiederte lächelnd: Sein Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son metier! So kam die letzte Nacht heran, die Nacht vom 16. Februar. Der Arzt trat ein und Heine fragte ihn, ob er sterben werde. Doctor Gruby glaubte ihm nichts verhehlen zu müssen. Der Kranke empfing die Nachricht mit voller Ruhe. Um 4 Uhr des andern Morgens hauchte er seinen Geist aus.

Er war als Leiche so schön, wie ihn Niemand, der ihn gekannt, am Leben gefunden, sogar sein Arzt behauptet, nie wahrgenommen zu haben, daß der Tod selbst über jugendliche Gesichter so viel Verklärung ausgegossen habe. Die Todtenmaske, die man abnahm, hielt treu und dauernd diese Züge fest.

Ja, er ist todt, der kranke Schwan hat sein Sterbelied endlich zu Ende gesungen! Die Muse der deutschen Poesie ringt unter Thränen die Hände, zerreißt ihr Gewand und läßt die Haare

wehklagend flattern. Einer ihrer größten Lieblinge ist dahingegangen. In diesem Jahrhundert hat sie vielleicht nur zwei oder drei Mal einen gleich großen Schmerz erlitten und ein Verlust, wie dieser, steht ihr nicht bald wieder bevor.

Derjenige, der seit seiner Jugend nur den süß bezaubernden Liedern des Sängers gelauscht, ohne gewohnt gewesen zu sein, ihn seinen geliebten Freund zu nennen und ihm die Hand zu schütteln, der hat nichts verloren. Heine's Leier ist durch seinen Tod nicht zerschmettert, sie liegt neben der Urne wohlerhalten, mit unverstimmten Saiten. Die Menschenhand, die bisher die entzückenden Accorde auf dieser Leier gegriffen, wird als Geisterhand noch immer und um so reiner und mächtiger hineingreifen und das Grabesschweigen durchklingen. Ueber den Verewigten wird der Mond der romantischen Poesie in ruhiger Lichtfülle stehn und mit seinen Silberstrahlen wie sonst die blühenden Lindenbäume verklären. Auch

die Elfen und Waldfrauen werden unter Glockengeläut allnächtlich herangeritten kommen und ihren Geisterreigen vor den Augen der Eingeweihten fortführen. Geisterhafte Jungfrauen und Bräute werden aus ihren einsamen Waldseen wie zuvor emportauchen und Gesänge der Liebe, schmerzlicher Sehnsucht und süßer Schwermuth ertönen lassen. Für den, der ihn nicht gekannt, lebt Heine noch immer. Nur die schöne menschliche Illusion, daß eine seltene Existenz aufgehört hat, deren Leuchtkraft immer und immer fortdauern sollte, senkt hier und dort ein Haupt und läßt eine schmerzliche Klage emporsteigen.

Wahrlich, wenn wir dies Ende betrachten, wir werden an den Glauben der Alten gemahnt, daß die Auserwählten der Musen nicht wie alle übrigen Menschenkinder sterben, für welche das irdische Dasein der Umfang alles Lebens ist, sondern daß sie den Söhnen der alten Götter gleichen, die ihre kampf- und thatenvolle Laufbahn

nicht selten mit einem entsetzlichen Tode beschlie-
ßen, um den Ruhm ihres göttlichen Ursprungs
anerkannt zu sehn und als Halbgötter, über je-
den Schicksalswechsel erhaben, fortzuleben.

Ein griechischer Tragiker sagt, es sei den
Göttern nicht genug für das Loos zu danken,
zur rechten Zeit für seinen Ruhm zu sterben.

Ward Heine eines solchen Looses theilhaftig?

Auf den ersten Blick sollte man es schlecht-
weg verneinen. Eine so martervolle, lange Krank-
heit hängt sich an ein Leben, das wir in genia-
ler Kriegs- und Liebeslust hinbrausen sahen und
welches wünschen ließ, daß es eines Tages wie
Merkutio's Leben auf einen Hieb ende, und
daß der letzte Witz der letzte Seufzer sei.

Dennoch aber ist diese martervolle achtjäh-
rige Krankheit kein unglücklich abstechender, dis-
harmonirender Lebensanhang, sondern sie ist ein
ergänzendes Stück und zwar das Ende.

Wäre Heine wie Merkutio gestorben, so hätte

wohl Niemand seinem Leben die Torsogestalt angesehen, eben nur darum, weil das, was nicht zum Vorschein kommt, wie nicht vorhanden, wie nicht geschehen und daher auch nicht zu suchen ist. Doch wäre es ein Torso gewesen, denn Heine hätte das, was in ihm war, nicht vollständig ausgelebt und die Nachwelt hätte nimmermehr seine volle Bedeutung abwiegen können.

Eben durch sein Leiden erst sollten seiner Lyra Töne entquellen, wie sie die deutsche Lyrik noch nicht gehört, es sollte die freie, auf sich selbst beruhende Macht des in ihm wohnenden Geistes siegreich entfaltet und der ihm gemachte Vorwurf der Frivolität, die auch an dem Heiligsten zupft und für nichts einsteht, zu Schanden gemacht werden. Sein sonst ewig heiteres Wesen, eine natürliche Folge seines Glückes und Lebensmuthes, hatte zu der Verläumdung geführt, daß es ihm an Ernst und Charakter mangle. Ein so schreckliches Verhängniß mußte leider erst kommen, um

ihn vor der Welt, die sonst den xenophontischen Ernst des hohlen Charlatans so oft gläubig hinzunehmen pflegt, von diesem Schein oder dieser Lüge zu reinigen!

Faßt man aber die Zeitperiode, in welche Heine's Tod fällt, ins Auge, so muß man gestehn, daß das Schicksal keinen ungünstigeren Augenblick als den gegenwärtigen wählen konnte, um uns den Dichter aus der Welt zu führen. Einestheils fehlt eben jetzt unserer Zeit die literarische Stimmung mehr als jemals, anderntheils lenken dem Todten feindselige Gewalten die Organe, durch welche allein sich Herz und Gedanken der Nation kundgeben können.

Die Presse des Tages hat den Tod des größten modernen Dichters in ihren Spalten kurz und bündig, wie jedes andere Vorkommniß einregistrirt.

Dieses Stillschweigen ist aber nicht Gleich-

giltigkeit, sondern nur augenblickliches Verstummen.

Auf Heine's Grabe ist, seiner eigenen Verordnung gemäß, kein Wort gesprochen worden, ebensowenig durfte für ihn eine Messe gesungen oder ein Kadosch gesagt werden. Er sang lange vorher:

> Keine Messe wird man singen,
> Keinen Kadosch wird man sagen,
> Nichts gesagt und nichts gesungen
> Wird an meinen Sterbetagen.

In einem seltsamen Einklang damit ist auch jede literarische Grabrede unterblieben. Was gewiß im Herzen von Hunderttausenden lebte, ist nicht über die Lippen gebracht worden.

Wie seinem leblosen Körper ist es symbolisch auch seinem Dichtergenius ergangen. Aber dies wird nicht so bleiben. Die flüchtigen Wolken

an seinem Ruhme werden vorübergehen und sein Name wird bald mit allen seinen Strahlen die deutsche Literatur schmücken.

Heinrich Heine's Tod wird der Anfang seiner Apotheose sein.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.



